

Bedingungen.

Das Abonnement auf deutsche Bücher für ein ganzes Jahr wird vorausbezahlt mit 6 fl. — kr.
Für ein halbes Jahr mit . . 3 fl. — kr.
Für einen Monat mit . . . — fl 45 kr.
Außer Abonnement beträgt das Lesegeld für jeden Band täglich . . — fl. 2 kr.

Um vielfachen Mißverständnissen vorzubeugen, erlauben wir uns, darauf aufmerksam zu machen, daß für französische und englische Bücher ein besonderes Abonnement besteht und zwar unter folgenden Bedingungen:

Für ein ganzes Jahr werden vorausbezahlt 9 fl. — kr.
Für ein halbes Jahr . . . 5 fl. — kr.
Für einen Monat . . . . . 1 fl. — kr.
Für 1 Band per Tag . . . — fl. 3 kr.

Fremde und uns unbekannte Leser belieben einen entsprechenden Betrag gegen Quittung zu hinterlegen.

Wer ein Buch verliert oder es beschädigt zurückbringt, ist zum vollständigen Ersatz desselben verpflichtet.

Die Bibliothek ist an Wochentagen Morgens von 8 bis 12 und Nachmittags von 2 bis 6 Uhr offen.

J. Lindauer'sche Leihbibliothek,
Fürstenfeldergasse Nr. 8 in München.



c

Die Kinder des Glücks.

Originalroman

von

August Schrader.

IX. Theil.



Leipzig,
Verlag von Carl Zieger.
1867.





1.

Der Raub.

Susanne begriff, daß hier eine neue Intrigue gespielt ward. Blandine kannte den jungen Mann nicht dieser kannte Blandine nicht.

„Ich komme diesen Morgen selbst zu Ihnen," begann die Dame, „weil ich die Angelegenheit beschleunigen muß."

„O, Sie konnten mir auch einen Boten senden."

„Nein; ich liebe es selbst zu verhandeln."

„Nun?" fragte Susanne neugierig.

„Sie werden mich diesen Abend besuchen."

„Wo wohnen Sie?"

„In dem Hotel zur Krone."

„Ich kenne dieses Hotel nicht."

„Ein Wagen wird Sie abholen, der mit dem Schlage neun Uhr vor der Thür Ihres Hauses hält.“

„Das ist spät!“ flüsterte die Alte.

„Sie würden früher Ihren Franz nicht treffen.“

„Ah, ich soll ihn treffen! Es ist gewiß,“ dachte Susanne, „Blandine weiß nicht, was gestern Abend hier geschehen ist.“

Blandine hielt einen reizenden Veilchenstrauß zwischen den Fingern.

„Werden Sie kommen?“ fragte sie lächelnd, indem sie den Strauß betrachtete. „Ich lade Sie zugleich zum Souper ein; wir wollen uns bei einem Glase Sekt der alten guten Zeiten erinnern. Die Küche des Hotels ist gut, der Keller vorzüglich . . . lassen Sie den Groll gegen mich fahren, liebe Frau; wir wollen von nun an in Freundschaft leben. Klementine ist todt, sie hat uns entzweit, ich weiß es . . . theilen wir nun das Erbe der schönen Tänzerin Sie haben dieselben Ansprüche daran als ich . . .“

„O, ich bin Ihnen nicht böse!“

„Empfangen Sie als Zeichen der Versöhnung diesen Veilchenstrauß, dessen lieblicher Duft Ihr ganzes

Stübchen anfüllen wird. Ich habe ihn für Sie von einem armen Blumenmädchen gekauft . . ."

Susanne nahm gern den Strauß.

„Ich habe die Blumen lieb!" sagte sie lächelnd. Danke, danke!"

„Erquicken Sie sich an dem frischen Dufte. Um wieder auf unser Souper zu kommen, so habe ich noch zu bemerken, daß Sie außer Franz keine Gesellschaft bei mir antreffen werden."

„O, wie stark riechen die kleinen Blumen!"

„Weil sie frisch, ganz frisch sind."

„Ich habe nie ähnliche gesehen! Ihr Duft wirkt fast betäubend."

„Es ist mir lieb, daß ich Ihnen eine kleine Freude machen konnte. Diesen Abend werden Sie ein ganzes Treibhaus bei mir finden . . . nun will ich gehen, daß mein Wagen nicht zu lange wartet . . . Bleiben Sie ruhig an Ihrem Platze . . . vergessen Sie das Papier nicht . . . Adieu, liebe Freundin!"

Susanne wollte sich erheben; unverständliche Worte lallend, sank sie zurück. Wie eine Ohnmächtige, die plötzlich die Besinnung verloren, lag sie am Boden.

Ihr Auge hatte sich nicht geschlossen, halb offen starrte es nach der Decke.

„Gut," flüsterte Blandine, „der Duft übt seine Wirkung schon aus. Nun bin ich Herrin der Situation und kann mir bequem das nehmen, was diese Alte gutwillig nicht herausgibt."

Zunächst nahm sie den Veilchenstrauß, den die Alte in der krampfhaft zugedrückten Hand hielt; sie warf diesen Strauß durch das offene Fenster auf das gegenüberliegende schwarze Dach. Er fiel zurück in die alte Blechrinne, die das Dach begrenzte.

„Gut," flüsterte Madame, „dort wird ihn Niemand suchen. Findet man ihn später, so ist er verwest."

Sie ging zurück und schob den kleinen Riegel vor die Thür. Nun warf sie den Kaschmirshawl ab. Sie erschien in einem Kleide von brauner Seide, das die Formen ihres robusten Körpers fest einpreßte. Mit der Kraft eines Mannes schob sie die alte Susanne zurück, die immer noch völlig regungslos am Boden lag.

„Jetzt bin ich am Ziele!" flüsterte sie.

„Nachdem sie niedergekniet, öffnete sie den unver=

schlossenen Deckel des Koffers. Gierigen Blickes starrte sie in das alte Möbel.

„O, ich kenne diesen Koffer!" flüsterte sie. „Wahrlich, er ist derselbe . . . in den Tagen des Elends gehörte er mir . . . dann benutzte ihn Klementine . . . er stammt von Madame Elise, die ihn mir überließ . . . Ich kenne die Konstruktion, den überaus sinnreichen Mechanismus, den ein armer Bretagner erfunden . . ."

In diesem Augenblicke war es, als ob Susanne sich regte.

Blandine neigte sich zur Seite.

„Sollte das Mittel nicht genug verfangen haben? O, meine Veilchen waren gut!"

Der Kopf der Alten war zurückgesunken.

Blandine sah ihr in das Gesicht.

„Ah," flüsterte sie, „jetzt haben sich die Augen geschlossen, die Wirkung ist vollständig! An's Werk, an's Werk, ich kann sicher sein!"

Nun begann sie den Inhalt des Koffers auszupacken. Eine Schicht alter Wäsche, die oben auf lag, bedeckte bald den Körper der Alten.

„Vortrefflich!“ flüsterte die Diebin. „Jetzt zeigen sich die Papiere!“

Sie untersuchte jedes derselben einzeln. Susanne hatte eine beträchtliche Menge alter Schriften angesammelt; sie bestanden aus kleinen und großen Bündeln.

„Wo ist das Vermächtniß der Gräfin von Burgau? Sollte das Weib es wirklich hier nicht aufbewahren? Ich werde später prüfen . . . jetzt habe ich Wichtigeres zu erforschen.“

Blandine legte sorgfältig die Papierbündel auf den Tisch, dann entfernte sie die letzte Wäsche aus dem Koffer, daß er völlig leer war. Die Wände desselben waren mit braunem Leder verklebt. Nirgends zeigte sich eine Erhöhung oder Vertiefung . . . Alles war stark und fest. Gierig betastete Blandine nach allen Richtungen.

„Es zeigt sich keine Verletzung!“ flüsterte sie. „Wenn nicht ein tückischer Zufall den Mechanismus verrathen hat, wird Susanne in Unkenntniß geblieben sein . . .“

Sie legte den unscheinbaren Koffer auf die Seite, so daß der offene Deckel zu Boden glitt.

Jetzt zählte sie die verrosteten Nägel, die wie zur Zierde an den Ecken eingeschlagen waren.

„Vier, sieben, zehn!“

Mit einem kleinen Hammer, den sie mitgebracht, schlug sie auf die genannten Nägel.

Dasselbe that sie auf der entgegengesetzten Seite und zwar nach einer geheimen Berechnung. Kaum hatte der Hammer die letzten der Nägel berührt, als sich der Boden des Koffers langsam ablöste.

„Ah, ah!“ flüsterte Blandine.

Sie unterstützte das Hinabgleiten des alten Bretts, das den äußersten Boden bildete.

„Wehe Dir,“ zischte sie, „wenn Du gelogen hast.“

Blandine untersuchte den schmalen Zwischenraum, der sich zwischen dem ersten und zweiten Boden befand. Zwei Pergamente zeigten sich, die durch schmale Lederriemen festgehalten wurden.

„Da ist mein Schatz! Nun bin ich geborgen!“

Die dicke Dame konnte kaum noch athmen. In großen Tropfen rann ihr der Schweiß von der Stirne.

„Fort, fort!“

Die Riemen waren zu stark, sie ließen sich nicht zerreißen.

Blandine sah um sich.

Da lag ein altes Messer auf dem Fensterbrette. Mit Hilfe dieses Messers wurden die Riemen zerschnitten. Blandine hielt zwei versiegelte Pergamente in der Hand.

„Glück! Triumph!“ rief sie.

Sie warf den Fund auf den Tisch; nun durchsuchte sie den doppelten Boden . . . Nichts fand sich weiter.

„Ich kann zufrieden sein, das Uebrige kümmert mich nicht!“

Sie schloß den Boden und stellte den Koffer zurecht, in den sie die Sachen zurückwarf. Die beiden Pergamente verbarg sie unter dem Kleide auf dem Busen. Nachdem sie den letzten Rest von Unordnung beseitigt hatte, beschäftigte sie sich mit der Alten. Sie kniete nieder, zog ein bläuliches Fläschchen hervor und hielt es der regungslosen Frau unter die Nase. Susanne begann zu athmen und mit den Händen zu zucken. Sie öffnete die Augen und schloß sie wieder.

„Der schöne Garten!“ flüsterte sie. „Bunte Vögel singen in den Zweigen . . . Dort baden sich Schwäne in dem Weiher . . . Die Luft ist kühl . . .

Herren und Damen kommen von dem Schlosse, die breite Treppe herab ... Klementine befindet sich unter ihnen ... Auch ihre Mutter, die stolze Dame! Sie eilen der sanften Musik nach, die aus dem duftenden Wäldchen kommt ... O, ist das eine Pracht! Mir ist leicht, sehr leicht ..."

Sie athmete auf wie aus einer Ohnmacht erwachend.

„Vortrefflich!" flüsterte Blandine. „Diesmal endet der Schlaf nicht mit dem Tode! Mein Gegenmittel kommt zur rechten Zeit ... ich habe Glück, es geht Alles gut!"

Blandine benetzte die Schläfe der Alten mit dem Wasser, das sich in einem irdenen Kruge befand.

„Ach," flüsterte Susanne, „es senkt sich ein Schleier über den schönen Garten, alle Gegenstände verschwimmen in grauen Farben ... Klementine wird bleich wie der Tod ... ich muß sie noch einmal sprechen, muß von ihr erfahren ... ach, nun ist es dunkel und schwarz ... mein Elend geht wieder an! Ach, Klementine, Du hast doch schlecht an mir gehandelt! Blandine ist ein böses Weib ... Ach, wenn ich nur

meinen Mann fände . . . er wird schon wissen, was ich mit dem Papiere anfangen soll. Auch Adam ist ein schlechter Mensch!"

Sie schloß noch einmal die Augen und lag erschöpft in den Armen Blandinen's, die sie emporzurichten versuchte. Ihre Lippen bewegten sich noch, aber ihre Worte wurden undeutlich. Die starke Blandine trug die Ohnmächtige auf das Bett. Dann ließ sie sich auf dem Stuhle nieder und wartete.

„Nun bin ich geborgen!" dachte sie lächelnd. „Susannen mag die Anweisung auf die „Perpetua" verbleiben; ich trete eine ganz andere Erbschaft an. Wahrlich, ich bin im Spätherbste meines Lebens noch ein Kind des Glücks. Der alte Koffer, den Niemand für die Hülle eines kostbaren Schatzes hielt, hat seine Schuldigkeit gethan. Hätte Susanne gewußt, was sie mit sich führte . . . Und mir war es vorbehalten, das werthvolle Geheimniß zu ergründen! Hier, in dieser elenden Dachwohnung schließt der traurige Theil meines Lebens . . . Blandine bleibt in Deutschland zurück, die Herzogin ersteht wieder! Sie bedarf der Helfershelfer nicht mehr, sie kann nun allein handeln und sie wird es! Ich habe viel gelitten, habe viel

unternommen und wenig erreicht . . . Dank Dir, Zufall, Du willst mich nun schadlos halten!"

Susanne schien zu schlafen. Die angenehmen Bilder, die in der Betäubung ihrem Geiste vorschwebten, schienen verschwunden zu sein; ihre Züge hatten einen ernsten, fast traurigen Ausdruck angenommen. Große Schweißtropfen bildeten sich auf ihrer furchenbedeckten Stirn und die Glieder lagen ermattet auf dem Bette.

„Der Aufenthalt in dieser Dachkammer," flüsterte die Dame, „ist unangenehm und lästig; aber ich will doch nur dann erst gehen, wenn die Alte vollständig erwacht ist. Es darf keine Vermuthung aufkommen, daß ich den Koffer durchsucht habe."

Sie öffnete die Fenster, daß frische Luft in das Stübchen strömte, und wartete. Von Zeit zu Zeit sprengte sie der Schlafenden Wasser in das Gesicht.

Plötzlich ward leise die Thür geöffnet.

Blandine erschrak.

„Wer kommt?" fragte sie leise.

Herr Adam Wedekind trat ein.

„Verzeihung, ich habe mich wohl in der Wohnung geirrt . . ."

„Es kommt darauf an, mein Herr, wen Sie suchen.“

„Frau Susanne Hecht.“

„So sind Sie am Ziele.“

Blandine deutete auf das Bett.

Adam erschrak sichtlich.

„Ist die arme Frau krank?“

„Sie ward von einer Ohnmacht ergriffen, während ich mit ihr sprach . . . jetzt liegt sie in ruhigem Schlafe.“

Wedekind betrachtete die Schläferin, dann ergriff er ihre Hand.

„Sind Sie Arzt, mein Herr?“ fragte Blandine.

„Nein, ich bin ein Freund der armen Frau, die ich lange nicht gesehen habe. Ihr Schicksal interessirt mich . . . Auch Sie, Madame, scheinen der Armen gut gesinnt zu sein . . .“

„Gewiß, ich würde sonst diese Wohnung des Elends nicht betreten haben.“

Adam sah so ehrwürdig, so gutmüthig aus, daß Blandine ihn wirklich für einen Wohlthäter hielt. Mit unverkennbarer Theilnahme betrachtete er die

Schlafende, die tief athmete und von Zeit zu Zeit die Hand an die Stirn legte. Es schien, als ob eine beängstigende Unruhe sich ihre bemächtigt hätte. Blandine zeigte sich als besorgte Wärterin; sie fuhr fort die Schläfe der Alten zu benetzen. Eine Diakonissin hätte nicht zärtlicher handeln können. Aber Susanne erwachte immer noch nicht. Adam sah durch das Stübchen, betrachtete die schrägen Balken, seufzte und strich mit der Hand durch sein dünnes weißes Haar.

„Ist Frau Hecht ohne alle Bedienung?“ fragte er.

„So scheint es.“

„Traurig und gefährlich zugleich. Ich werde Abhilfe schaffen.“

„Mein Herr, ich habe länger verweilt als ich beabsichtigte; meine Zeit ist mir zugemessen, man erwartet mich zu Hause . . . ich bitte Sie, meinen Platz einzunehmen an dem Bette . . .“

„Gern, sehr gern!“

„Der Schwächezustand scheint vorüberzugehen...“

„Doch zuvor möchte ich wissen, Madame, wer großmüthig die Sorge um das Wohl der Armen mit mir theilt.“

Blandine griff nach ihrem Shawl.

Adam war dienstfertig, er half ihr.

„Danke!“ sagte Blandine sich verneigend. Dann legte sie einige Silberstücke auf den Tisch, und stellte sich als ob sie die Frage überhört hätte. Nachdem sie gegrüßt, verließ sie das Zimmer.

Adam war mit der Schlafenden allein.

„Da hätte ich sie endlich!“ flüsterte er. „Ach ja, sie ist es wirklich . . . Wie traurig und herabgekommen sie aussieht; es muß ihr doch recht schlecht ergangen sein. Das ist nun meine Frau! Bah, man ist ein Narr, wenn man sich verheiratet . . . zu dieser Erkenntniß kommt man erst in reiferen Jahren.“

Er betrachtete die einzelnen Gegenstände.

„Dort steht der Koffer, von dem Hoym sagte, daß er die Geheimnisse Susannen's enthalte . . . Warum sie wohl ihren wahren Namen abgelegt und sich Susanne Hecht genannt hat . . . die Schwindlerin! Das hat gewiß etwas zu bedeuten.“

Adam konnte doch eine Anwandlung von Rührung nicht unterdrücken als er das bleiche und eingefallene Gesicht seiner Frau näher betrachtete.

„Sie war einmal schön," dachte er, „sogar üppig; jetzt gleicht sie einer Mumie. Erwerben, erwerben war ihr Wahlspruch . . . Geiz und Habsucht waren ihre einzigen Leidenschaften . . . Und wozu hat sie es gebracht? Zu Nichts! Sie wohnt in einer elenden Bodenkammer und lebt von Almosen. Brauchte ich sie nicht nothwendig, müßte ich nicht Aufschlüsse von ihr fordern, ich würde ihr für die Zeit dieses Lebens unbekannt bleiben. So will ich denn noch einmal in den sauern Apfel beißen. Ich kann von Glück sagen, daß ich die Holde endlich gefunden habe. Nun, mir bleibt ja Zeit. Ich kann schon ein wenig warten."

Er ließ sich auf dem Stuhle neben dem Bette nieder.

In unerschöpflicher Geduld wartete er.

Als die Schläferin nach einer halben Stunde nicht erwachte, begann er sie zu rütteln.

„Helene," rief er. „Helene!"

Dieser Name wirkte wunderbar.

Die Alte schlug gewaltsam die Augen auf.

„Ach," flüsterte sie. „Der schöne Garten! Nun

ist er verschwunden! Ich hörte eine Stimme, die meinen Taufnamen rief."

„Helene!"

„Schon wieder!"

Sie rieb sich die Augen.

„Wache doch auf, Frau!"

„Klementine ist fort."

„Was für eine Klementine?"

„Die Tänzerin und Baronin! Sie befand sich an der Seite der Gräfin . . ."

„Helene, entreiße Dich doch dem Traume!"

Sie starrte den Fremden an.

„Mein Gott, was ist denn mit mir vorgegangen? Ich bin so matt . . . und Sie, wer sind Sie? Ein fremder Mann sitzt an meinem Bette?"

Die Alte raffte sich empor und verließ das Lager. Wie eine Trunkene taumelte sie zu ihrem Koffer, auf dem sie sich niederließ und die Arme unter der Schürze verbarg als ob ein Frost sie schüttelte.

„Wenn die Frau nicht krank ist," dachte Adam, „so ist sie geistesschwach! Und schöner ist sie wahrlich auch nicht geworden. Ich werde mich nicht sogleich zu erkennen geben."

„Sie nennen sich Susanne Hecht, liebe Frau?"

„Ja."

„Ihr wahrer Name ist indeß Helene Wedekind..."

Die Frau erschrak.

„Muß ich Ihnen denn Rechenschaft über meine Person ablegen?"

„Sie haben allerdings keine Verpflichtung dazu."

„Wer sind Sie denn?"

„Der Bruder Ihres Mannes."

Susanne, wir wollen sie noch so nennen, riß die Augen *auf wie eine* Person, die ein Wunder erblickt.

„Sie *wären* Wilhelm Wedekind?"

„Ah, Sie kennen mich!"

„Ist denn der Wilhelm nicht gestorben?"

„Wäre er es, so könnte er seine Schwägerin nicht begrüßen."

Und Adam reichte ihr freundlich lächelnd beide Hände.

„Ach ja, Aehnlichkeit ist vorhanden," meinte sie ... „Adam's Nase glich der Ihrigen auf ein Haar ... Auch Ihr Kinn ist dasselbe ... Doch verzeihen Sie mir ... ich muß mir den Kopf erst zurechtsetzen ..."

„Setzen Sie, setzen Sie ihn immerhin zurecht, Frau Schwägerin, und kann ich Ihnen dabei helfen, so zählen Sie auf mich.“

„War denn nicht eine Dame bei mir?“

„Gewiß, eine starke und vollblütige Dame; sie sagte mir, daß Ihnen plötzlich eine Ohnmacht zugestoßen sei und überließ es mir, über Sie zu wachen, als sie gehört, daß ich Ihr Verwandter sei.“

„Blandine! Blandine!“

„Den Namen der Dame kenne ich nicht . . .“

„Aber das Geld auf dem Tische?“

„Hat sie für Sie zurückgelassen.“

„Wie edel!“

„Sie gab sich für Ihre Beschützerin aus.“

Susanne schüttelte bedenklich den Kopf; als sie aber sah, daß die Ordnung des Stübchens nicht gestört war, sagte sie freundlich:

„Der Wilhelm ist also bei mir! Ach Gott, ich bin recht schwach und hinfällig . . . Da habe ich nun eine Ohnmacht gehabt . . . das ist früher nicht vorgekommen . . . man wird älter und schwächer . . . Habe ich denn lange geschlafen? Blandine war hier, sie hat sich entfernt, ohne Abschied zu nehmen . . .“

„Lassen wir das," meinte Adam gutmüthig. „Die Dame wird schon wiederkommen und das durch die Ohnmacht unterbrochene Gespräch fortsetzen. Freuen wir uns des Wiedersehens. . . wir sind ja Verwandte und können wohl sagen, daß wir stets auf friedlichem Fuße gestanden haben. Ich grüße Sie, Frau Schwägerin!"

„Ach, könnte ich das auch von Adam sagen!" seufzte die Frau. „Er hat nicht immer gut an mir gehandelt."

„Zugestanden; Adam hatte seine Eigenheiten, besaß einen exzentrischen Charakter, im Grunde aber war er kein schlechter Mensch. O, ich will ihn nicht in Schutz nehmen, will ihm nicht etwa eine Lobrede halten; nur Eins möchte ich sagen: Seien Sie ihm nicht böse."

Die Gattin wiegte einige Augenblicke ihr graues Haupt.

„Wie haben Sie meinen Aufenthalt entdeckt?" fragte sie plötzlich.

„Ich bin ein wahres Glückskind gewesen; nachdem ich lange vergebens gesucht, kam mir der Zufall zu Hilfe. Ich lernte einen Herrn von Hoym kennen;

er sagte mir, daß Susanne Hecht Frau Wedekind sei und jetzt in demselben Stübchen wohne, das einst seine Geliebte, eine sehr schöne Näherin bewohnt habe. Ich suchte das mir bezeichnete Haus, fand die Schwägerin und bin glücklich."

„Was wollen Sie denn von mir?"

„Mein Bruder wohnt seit Jahren wieder in R., er besitzt ein kleines Vermögen und hat weiter keine Sorgen, als die um seine Frau."

„Seht doch, jetzt hat er Sorgen um mich! Wir haben eine Zeit lang wie Hund und Katze gelebt. Ich mußte arbeiten, spekuliren und wagen, während er die Früchte meines Fleißes vergeudete. Adam war ein Feinschmecker, ein träger Mensch, ein Spieler von Profession und ein sehr schlechter Ehemann . . ."

„Die Zeit des Leichtsinns ist bei ihm vorüber."

„Ich habe ihn seit zwanzig Jahren nicht gesehen."

„Er ist recht alt geworden."

„Weil er rasch gelebt hat."

„Sie erkennen ihn nicht, wenn er auch mit Ihnen spricht."

„Ich bin ja auch alt geworden!" seufzte die Gattin.

„Dies bemerke ich mit Bedauern; aber Sie tragen doch immer noch Spuren früherer Schönheit und Adam hat ganz recht, wenn er behauptet, man hätte ihn vielfach um seine Frau beneidet. O, er spricht mit großer Vorliebe von Ihnen.“

„Sprechen, sprechen und immer nur sprechen... warum sucht er mich denn nicht auf?“

„Weil er das Podagra hat!“

„Da ist Alles eingetroffen, was ich ihm prophezeit habe.“

„Wilhelm,“ sagte er mit kläglicher Stimme, „ich weiß, Du hast einst für meine Helene geschwärmt, hast mich nicht selten eifersüchtig gemacht, denn Helene sah Dich gern . . .“

Adam wartete jetzt einige Augenblicke.

Die Alte lächelte.

„Das sagte Adam?“

„Noch vor vier Wochen.“

„Ich leugne es nicht, die Gesellschaft meines Schwagers war mir nicht unangenehm. Wilhelm wußte sich zu benehmen und machte stets eine geschmackvolle Toilette.“

In der Erinnerung der Alten stieg die Blütezeit

ihrer Liebe mit allen jenen Reizen empor, welche die Phantasie dem Entschwundenen im erhöhten Maße zu verleihen pflegt. Der schlaue Adam hatte darauf gerechnet.

„Ach," seufzte sie, „die Jugend, die schöne Jugend!"

„So denkt auch Adam!"

„Bereut er denn seinen Leichtsinn?"

„Wenn er ihn nicht bereute, würde er mich nicht abgeschickt haben."

„Zu welchem Zwecke?"

„Er will, daß Sie sein ruhiges Leben mit ihm theilen. Alte Liebe rostet nicht, und nachsagen muß man es ihm, daß er Sie geliebt hat, wie nur ein schwärmerischer Jüngling lieben kann. Was meinen Sie dazu, Frau Schwägerin?"

Die Alte fühlte sich zwar geschmeichelt, aber sie ging doch nicht sofort auf den Vorschlag ein.

„Sie leben in bedrängter Lage," fuhr Adam fort; „es ist nöthig, daß Sie Ruhe gewinnen, und Ihre Gesundheit pflegen . . . Adam bietet Ihnen die Mittel dazu . . ."

„Wie ist er zu diesen Mitteln gekommen?"

„Er hat Glück gehabt.“

„Ich möchte es wohl wissen.“

„Fragen Sie ihn selbst; seiner Lebensgefährtin wird er Nichts verheimlichen. Helene, nun bitte ich, der Schwager, Sie um eine Gefälligkeit.“

Er nahm ihre Hand, die er sanft drückte.

„Was wollen Sie denn, Wilhelm?“

Adam ward zutraulicher.

„Helene, es ist doch Manches vorgefallen, das der Aufklärung bedarf, ehe Sie sich unter Ihrem wahren Namen wieder zeigen können.“

„Was denn, zum Beispiel?“

„Ich will offen sein, Adam hat es mir zur Pflicht gemacht; er möchte gern Alles fern halten, was Sie belästigen könnte. Gegenseitiges Erklären ist das einzige Mittel, das zum Zwecke führt.“

„Freilich, freilich!“

„Aus welchem Grunde haben Sie Ihren Namen abgelegt? Warum sind Sie heimlich entwichen, während Adam Sie sehnlichst erwartete? Gestehen Sie es mir, damit nachtheiligen Folgen vorgebeugt werden könne. Adam hat mich schon eingeweiht.“

„Droht mir denn Gefahr?“

„Vielleicht.“

Die Alte sah erstaunt auf.

„Das begreife ich nicht.“

Adam rückte ihr ganz nahe und fragte:

„Sie waren Kammermädchen bei der Freifrau von Lilienstein?“

„Ja!“

„Die Dame hatte Sie lieb und schenkte Ihnen ihr volles Vertrauen.“

„Sie gab mir auch eine gute Aussteuer, daß ich mich verheiraten konnte. Ach, ich wäre gern in ihrem Dienste geblieben, aber die Liebe zu Adam trieb mich, ihn aufzugeben. Die gute Dame lebte sehr unglücklich mit ihrem Gemale, der ein mehr als leichtsinniger Verschwender war.“

„Ich habe ihn gekannt,“ unterbrach Adam sie; „ich weiß auch, daß er dem schönen Kammermädchen seiner Frau nachstellte.“

„Ohne Erfolg!“

„Natürlich, natürlich! Die Tugend der schönen Helene blieb unantastbar.“

„Ich hätte reich, sehr reich sein können, wenn ich Adam weniger geliebt hätte.“

Adam ergänzte, um das Gespräch abzukürzen.

„Sie waren schon verheiratet, als die Freifrau zu Ihnen kam und einen Dienst von Ihnen verlangte?"

„Ja."

„Was für ein Dienst war dies?"

„O, heute kann ich Alles sagen."

„Bitte, sagen Sie es."

„Die Fraufrau von Lilienstein lebte bei ihrem Bruder auf dem Lande, da der leichtsinnige Gemal sie mißhandelte."

„Ganz recht."

„Sie wollte auch nicht wieder zu ihm zurückkehren, sie wollte nur den hübschen blonden Knaben haben, der aus der unglücklichen Ehe hervorgegangen war. Die Freifrau wollte eine dritte Person in die Verhältnisse nicht einweihen, deßhalb bat sie mich, das Kind von dem Schlosse Lilienstein zu holen. Es war dies ein sehr ehrenwerther Auftrag für mich, den ich auch meinem Manne mittheilte."

„Dies hat mir Adam gesagt."

„Ich reiste ab. Der Freiherr empfing mich sehr freundlich, verweigerte mir aber den Knaben, den er

sehr lieb zu haben schien. Die Rückkehr seiner Gemalin forderte er nicht. Er gab mir einen Brief an die Dame mit, den ich pflichtgetreu besorgte."

„Was enthielt der Brief?"

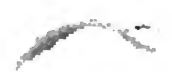
„Die Freifrau sagte mir, daß der Gemal einen Theil des Vermögens gegen die Auslieferung des Knaben fordere, sie sagte mir auch, daß sie arm werden würde, wenn sie das Verlangen des Gemals erfülle. Ach, die gute Frau war trostlos; sie hatte zwischen dem Knaben und dem Vermögen zu wählen. Warum sie die Hilfe des Gerichts nicht in Anspruch nahm, weiß ich nicht. Der Bruder der Dame war ein schlichter, einfältiger Landwirth, der sein kleines Gut bewirthschaftete, sonst aber die Verhältnisse in der großen Welt nicht kannte; er vermochte weder mit Rath noch mit That zu helfen."

„Weiter, weiter."

„Ich mußte bei der Freifrau bleiben, die meines Trostes bedurfte. Mein Mann willigte gern ein, denn er kannte meine Liebe zu der früheren Herrin, die mir eine schöne Aussteuer gegeben hatte."

„Uebergehen Sie diese Nebensachen!" bat Adam.

„Ja, ich werde sie übergehen. Die Freifrau er-



fuhr, daß der Knabe, den sie seit einem Jahre nicht gesehen, in Grund und Boden verzogen wurde, es kamen schreckliche Nachrichten zu ihrem Ohre. Sie grämte sich, daß sie krank wurde. Ich pflegte und tröstete sie so gut ich konnte. Da entschloß sie sich endlich, auf den Vorschlag des Gemals einzugehen und ihr Vermögen zu opfern. Ich mußte also nach Lilienstein reisen und dort diesen Entschluß verkündigen. Der Weg dorthin war sehr weit, er nahm vier Tage und drei Nächte in Anspruch. Spät Abends des dritten Tages erreichte ich diese Residenz. Am Thore fand ich ein armes Mädchen, das mit einem zarten Kinde dort wartete. Ich nahm beide zu mir in den Wagen. Die junge Mutter klagte mir ihre Noth; ich besuchte sie am folgenden Morgen, sie war eine blutarme Näherin, die in diesem Stübchen wohnte."

Adam fragte erstaunt:

„In diesem Stübchen hier?"

„Es ist genau dasselbe."

„Seltsam!"

„Dort stand das Bett, in dem die Mutter krank lag; hier spielte der kleine Franz, ein hübscher, aber wilder und ungezogener Knabe. Es stieg ein Plan

in mir auf, ein unbestimmter Plan . . . Der Knabe konnte mir nützlich werden. Sophie Witt, so hieß die Mutter, lag schwer krank, sie konnte nicht arbeiten . . . ich erbot mich, den Knaben zu erziehen... sie mochte lange gekämpft haben, ehe sie den Entschluß zur Trennung faßte . . . die bittere Noth trieb sie endlich . . . sie brachte mir den Knaben in den Wagen, der schon durch die Straßen weiter fuhr; ich konnte nicht einmal Abschied von ihr nehmen, konnte ihr meine Adresse nicht genau angeben . . . da hatte ich nun ein schönes blondes Kind, das mit dem der Freifrau die größte Aehnlichkeit hatte. Ich reiste nicht nach Lilienstein, sondern zu meinem Manne. Adam rieth mir, das Kind der Freifrau einzuhändigen und dafür die Summe in Empfang zu nehmen, die der Freiherr forderte. Ich putzte das Kind heraus und da es zufällig auf den Namen „Franz" hörte, war kein großes Hinderniß mehr vorhanden. Ich reiste einige Tage später nach Lilienstein und kündigte dem Vater an, daß die Mutter ihr Vermögen behalten und ihm, dem Freiherrn, den Knaben überlasse."

„Hm! Hm!" murmelte Adam.

„Acht Tage später brachte ich der Freifrau das



Kind, das in dem neuen Kleide prächtig aussah. Es war wirklich ein aristokratisches Kind. Die arme Mutter bemerkte mit Entsetzen, daß die Erziehung des Sohnes sehr vernachlässigt war, sie hielt es für ein Glück, ihn bei Zeiten dem lieblosen Vater entrissen zu haben, der, wie sie erfahren hatte, für eine Frau von Hoym schwärmte und mit dieser Dame, die sehr schön sein sollte, lange Vergnügungsreisen machte. Frau von Hoym war kaum verheiratet, und schon dachte sie wieder an Scheidung von ihrem Manne, der, wie behauptet ward, der Gattin völlig würdig war. Der Freiherr von Lilienstein, obschon er ein großes Vermögen besaß, war geizig und habsüchtig; er forderte von seiner Gattin fünfzigtausend Thaler zurück, die er einst geschenkt hatte, als sie ihm den Sohn geboren. Die Freifrau übergab mir die Papiere mit der Bitte, sie dem Gemale zu überbringen und dafür zu sorgen, daß die traurige Angelegenheit der Welt verborgen bleibe; sie selbst wollte den treulosen Mann nie wiedersehen, da er ihr zu viel Kummer und Schmach bereitet habe. An der Freifrau nahm ich mir ein warnendes Beispiel . . . ich fing an, meinem Manne zu mißtrauen, der gut lebte und

nicht arbeitete. Adam hatte einen städtischen Posten bekleidet, den man ihm seiner Unzuverlässigkeit wegen abgenommen. Der Bürgermeister hatte es auf meine Bitten unterlassen, den Adam in Untersuchung zu ziehen. Ich kam mit meinen Papieren in der Heimat an. Adam war entflohen, er fürchtete das Kriminalgericht. Eine vertraute Freundin sagte mir, daß er zu der Freifrau gereist sei, wo er mich zu finden hoffe. Ich hielt mich in der Heimat nicht lange auf, sondern reiste zu dem Freiherrn, um dort den Stand der Dinge zu sondiren. Auf Lilienstein ward gerade ein Fest gefeiert; man hatte am Tage große Jagd abgehalten, Abends tanzte man. Frau von Hoym war die Königin des Festes. Die Frau, die den Knaben überwachte, wohnte in einem Seitenflügel des Schlosses; ich ging zu ihr. Sie erzählte mir, daß der kleine Franz dem Vater sehr lästig sei. Auf diese Mittheilung baute ich einen Plan, der mir wunderbar gelang. Am nächsten Morgen ließ ich mich bei dem Freiherrn anmelden. Er war verdrießlich und empfing mich mit barschen Worten. Ich wollte das Leid der armen Mutter schildern . . . er unterbrach mich, indem er rief: „Nehmen Sie den Balg, ich

mag ihn länger nicht behalten; aber sagen Sie zugleich der Frau, die leider meinen Namen trägt, daß ich sie vernichte, wenn sie unserer Scheidung Hindernisse in den Weg legt. Eine Stunde später verließ ich mit dem Knaben das Schloß; in meiner Tasche befanden sich die Werthpapiere, die ich nun als mein gutes Eigenthum betrachtete."

„Freilich!" murmelte Adam. „Sie hatten ja die Angelegenheit in Ordnung gebracht."

„Nicht wahr?"

„Die Freifrau, die sich darnach sehnte, hatte einen Sohn und der Freiherr, der des Sohnes überdrüssig, war des Zeugen seiner verhaßten Ehe ledig."

„So dachte auch ich."

„Sehr folgerichtig."

„Es war nicht schwer zu errathen, daß Frau v. Hoym den Galan umgestimmt hatte."

„Nun weiter, liebe Schwägerin."

„Sie sehen, lieber Schwager, ich habe kein Geheimniß vor Ihnen."

„Und das ist auch recht gut. Ihrem einzigen Verwandten dürfen Sie sich schon anvertrauen."

Die Alte erzählte weiter:

„Was sollte ich nun mit dem Knaben anfangen? Da kam mir der Gedanke: ich wollte ihn der Sophie Witt übergeben und ihr eine kleine Summe einhändigen, daß sie ihn erziehen konnte.“

„Gut, recht gut!“ murmelte Adam.

„Sophie mußte das Kind für ihr eigenes halten.“

„Und sorgfältig erziehen.“

„Leider war das Mädchen nicht mehr zu finden.“

„Ein Unglück!“

„Ich entdeckte Sophiens Spur bis zu dem Hospitale, wohin man sie damals gebracht, dann aber blieb sie verschwunden. Nun mußte ich selbst mich des Knaben annehmen. Ich brachte ihn zu einer Bäuerin. Bei der Freundin in der Stadt fand ich einen Brief von Adam vor; er hielt sich in der Residenz auf. Ich schrieb ihm, daß er mich bei dem Hausmeister in der Paulsstraße Nummer drei erwarten solle.“

„Dieses Hauses?“ fragte Adam.

„Ja! Ich wollte hier nämlich so lange unerkannt wohnen, bis ich meine Papiere verwerthet hatte. Auch wußte ich eine andere Adresse nicht anzugeben. So reiste ich nach der Residenz. Hier fragte ich

einen Bankier um Rath. Er sagte mir, daß ich französische Rentenbriefe besäße, die einen schönen Ertrag lieferten. Dann wollte er mir die Briefe abkaufen. Ich versprach wiederzukommen, überlegte mir aber die Sache. In Deutschland hatte ich mancherlei zu fürchten, vorzüglich die Verwechslung der beiden Knaben. Der Freiherr, so erfuhr ich, lag mit seiner Frau in Scheidung ... kurz, ich versilberte ein Papier, schrieb einen Brief an Adam, den ich bei dem Hausmeister hinterlegte, holte den Knaben von der Bäuerin und reiste nach Paris, wo ich unerkannt von meiner Rente leben wollte. Ich nahm den Namen Susanne Hecht an. Auf der Reise passirte mir ein kleines Unglück."

„Oh! Oh!" murmelte Adam.

„Eines Abends verbrannte ich meinem Franz den linken Arm."

„Wie war das möglich?"

„Auf die einfachste Weise. Ich saß am Kamine eines französischen Wirthshauses, in dem ich übernachten wollte. Franz benahm sich unanständig; ich ergriff, voll Groll, die Feuerzange und stieß ihn damit. Ein Wundarzt mußte geholt werden, der ihn

verband. Die Wunde heilte, ließ aber eine Narbe zurück, die dem Knaben so lange er lebt zum besondern Kennzeichen dient."

„Nun kamen Sie nach Paris?"

„Ja."

„Warum hatten Sie den Knaben nicht zurückgelassen?"

„Weil ich nicht wollte, daß Frau Lilienstein enttäuscht werden sollte. Außerdem wollte ich mit meinen Papieren ganz sicher sein."

„Was ward aus diesen Papieren?"

Jetzt seufzte die Alte aus tiefer Brust.

„Man hat sie mir aus meiner Wohnung gestohlen, während ich eine bekannte Dame besuchte. Es ist doch wahr: unrechtes Gut gedeiht nicht. Den Knaben habe ich später untergebracht. Es ist mir schlecht ergangen . . . Der Handel mit Kindern, den ich versucht, hat wenig eingetragen und viel Mühen und Sorgen gemacht . . . Da sitze ich nun in der elenden Dachkammer, die einst die arme Näherin bewohnt hat."

Adam hatte seine Gattin einige Augenblicke betrachtet.

„Liebe Schwägerin, Sie haben doch nur Ihren Mann betrügen wollen.“

„Auch er hat mich betrogen.“

„Sind Sie denn nun ganz arm?“

„Wie eine Kirchenmaus. Adam kann übrigens ganz ruhig sein, denn es liegt Nichts gegen mich vor. Der Freiherr von Lilienstein ist todt und die Freifrau wird sich hoffentlich wohl befinden. Für den Augenblick bin ich freilich arm, ich leugne es nicht . . . aber ich kann noch einmal reich werden.“

Sie erzählte gutmüthig die Geschichte von der Anweisung auf die Perpetua, nach der verschiedene Personen die Hand ausstreckten. Dann auch berichtete sie das Wiederfinden des Knaben, der ein stattlicher junger Mann geworden. Adam wußte Alles. Er machte sich anheischig, die Anweisung zu realisiren und dann die Frau dem Manne zuzuführen. Susanne versprach das Papier zu schaffen und beschied den Schwager für den folgenden Tag zu sich. Der Ex-Kroupier entfernte sich.

„Nein,“ murmelte er, während er die Treppe hinabging, „mit diesem Weibe mag ich nicht leben. Wie tief ist sie gesunken, wie häßlich ist sie geworden!



Sie hat mich betrogen, ich betrüge sie wieder. Ach, ich habe mehr von ihr zu erfahren gehofft . . . sie weiß Nichts!"

Er fuhr in einem Fiaker nach seinem Hotel zurück.

2.

Lösungen.

Vor dem Hotel des Grafen von Auerstein hielt ein Fiaker. Rosa Baum stieg aus; sie nahm einen großen Karton von dem Sitze und ging eilig die Freitreppe hinan. Ein Diener brachte sie sofort in das Vorzimmer der Gräfin. Schon nach einigen Minuten ward sie vorgelassen. Antoinette empfing sie freundlich.

„Ich bringe das Kleid, gnädige Frau!“

Die reizende Modistin öffnete ihren Karton. Eine kostbare weiße Robe ward sichtbar.

„Wird sie passen?“ fragte die Gräfin.“

„Meine zweite Schwester Doris ist genau wie Fräulein Aloise gewachsen; sie hat als Modell dienen müssen.“

„Ich bitte, versuchen Sie das Kleid meiner Tochter an.“

Rosa betrat ein Nebenzimmer, in welchem sie die junge Gräfin antraf. Aloise war erfreut, als die Mutter ihr die Absicht zu erkennen gab, eine Probe vorzunehmen. Rosa selbst bediente die Dame. Zehn Minuten später stand Aloise in einem Kleide da, das vergebens seines Gleichen suchte. Die Modistin hatte keine Kosten schonen sollen, und in diesem Sinne hatte sie das Kleid hergestellt, das ein Muster von Luxus, Eleganz und Geschmack war. Wir enthalten uns der Beschreibung des Meisterstücks, das selbst Antoinetten mit Bewunderung erfüllte.

„Sind Sie zufrieden, gnädige Frau?“ fragte die Modistin.

„Mehr als zufrieden; ich zolle Ihnen aufrichtige Bewunderung.“

Man ging in das Boudoir zurück. Die Gräfin zahlte ohne zu Rügen den Betrag, den Rosa als von der Nothwendigkeit festgestellt bezeichnete.

„Diese Versicherung, mein Kind, ist überflüssig.“

„Verzeihung, gnädige Frau es ist aus unserm Magazine noch nie eine so theuere Note hervorge-

gangen . . . mir selbst bangte vor Angabe dieses Preises . . ."

„Und wäre er noch einmal so hoch, ich würde ihn zahlen, da mir das Brautkleid meiner Tochter nie zu theuer ist."

Der Graf trat ein.

Antoinette öffnete rasch die Thür des Nebengemachs.

„Sieh' dorthin, Julius!"

Der Graf trat an die Schwelle.

Aloise stand noch vor dem großen Spiegel, der ihre ganze Gestalt zurückgab. Die junge Dame war zum Entzücken schön.

„Antoinette," rief der glückliche Vater, „ganz Dein Ebenbild! Auch Du warst weiß gekleidet, als wir vor den Altar traten! Das ist ganz Deine Gestalt, ganz der Ausdruck Deines Gesichts . . ."

Er küßte die reizende Tochter, die sich seinen Armen entwand, um an die Brust der Mutter zu fliegen. Es war eine schöne, rührende Familienszene. Rosa sah ihr bewegt zu.

„Ach Gott," dachte sie, „wäre es doch auch in unserm Hause so! Ich muß meine Liebe geheim hal-

ten, als ob sie ein Verbrechen wäre . . . nein, ich werde mich der Mutter heute noch entdecken."

Rosa verließ, ohne Abschied zu nehmen, still die glücklichen Menschen.

Der Graf hatte die Verlobung seiner Tochter mit dem Sohne einer zwar armen, aber altadeligen Familie beschlossen; war er auch sonst frei von Vorurtheilen, hielt er auch an dem Grundsatze fest, daß der Mensch nur sich selbst adeln könne, so glaubte er in dieser Verbindung doch einen Akt zu vollziehen, den das Glück der Tochter und seine gesellschaftliche Stellung zugleich erforderte. Alfred von Lilienstein war des Vorzugs würdig, die reizende und liebenswürdige Aloise zu besitzen; er hatte die Rechte studirt und bekleidete jetzt schon, so jung er auch noch war, einen geachteten Posten im Ministerium der auswärtigen Angelegenheiten. Dies verdankte er nicht nur der Protektion einflußreicher Verwandten, sondern auch seiner besonderen Befähigung. Alfred hatte seine Jugendjahre benutzt und sich einen Schatz gediegener Kenntnisse erworben; er galt für einen gelehrten Mann. Wir lernen ihn kennen, wenn wir Nachmittags gegen vier Uhr den Saal des Grafen

von Auerstein betreten. Hier finden wir ihn mit seiner Mutter, der verwittweten Freifrau Agnes von Lilienstein. Alfred mochte gegen zweiundzwanzig Jahre zählen; er war schlank und stattlich gewachsen, hatte gewinnende Manieren und einen überaus schönen Kopf. Das braune Bärtchen über der Oberlippe stand ihm vortrefflich. Die Freifrau, seine Mutter, um fünf bis sechs Jahre älter als die Gräfin, war eben nicht schön; aber ihre bleichen Züge und ihr seelenvolles Auge zeigten von Herzensgüte und hoher Intelligenz. Sie war rasch gealtert; hatte sie doch Gram und Kummer genug gehabt. Antoinette schätzte die Freifrau hoch; beide waren sich Freundinnen geworden in der edelsten Bedeutung des Wortes. Alfred und Aloise standen leise plaudernd am Fenster; jeder ihrer Blicke verrieth, daß sie sich in zärtlicher Liebe einander zugethan.

Ein Diener erschien und rief den Grafen ab.

„Wer will mich sprechen?“ fragte er im Vorzimmer.

„Ich kenne den Mann nicht, gnädiger Herr.“

„Hat er seinen Namen genannt?“

„Nein; er selbst will sich Ihnen dekouvriren.“

„Wo wartet er?"

„In dem kleinen Empfangszimmer."

Der Graf überschritt den Korridor und betrat das bezeichnete Zimmer.

Hier wartete Petzold, der Polizeispion oder Agent, wie er sich lieber nannte.

„Verzeihung, Herr Graf!"

„Sie selbst wollen sich mir nennen, mein Herr."

„Ich bin Polizei-Agent."

Der Graf sah erstaunt den kleinen schmächtigen Mann an, der sich durch ein Schild, das er auf einem schwarzen Riemen unter dem Oberrocke auf der Brust trug, legitimirte.

„Mein Name ist Petzold," fügte er hinzu.

„Und was bringen Sie mir, Herr Petzold?"

„Eine Warnung."

„Droht mir Gefahr?"

„Sie werden in den nächsten Tagen einen Besuch erhalten."

„Von wem?"

Von einem alten Herrn, der sich Wedekind nennt."

Der Graf sann einige Augenblicke nach.

„Wedekind . . ."

„Ja, Herr Graf!"

„Mir ist, als ob ich den Namen schon gehört hätte. Ich erinnere mich jedoch nicht, wer ihn mir genannt hat. Was ist es mit diesem Wedekind?"

„Er wird in Familienangelegenheiten mit Ihnen zu sprechen verlangen, wird Ihnen seine Tochter vorstellen und für diese einen Dienst in Ihrem Hause suchen. Ich bitte Sie, auf Alles einzugehen . . ."

„Warum?"

„Weil ich dadurch der Vergiftung Ihrer Kammerfrau auf die Spur zu gelangen glaube."

Der Graf hatte dieser traurigen Angelegenheit lange nicht gedacht.

„Ist dies unbedingt nöthig?" fragte er.

„Ja, Herr Graf."

„Man könnte ein neues Attentat auf irgend ein Glied meiner Familie verüben."

„Da Ihnen die Warnung zugekommen, werden Sie sich zu schützen wissen. Schicken Sie einfach den alten Wedekind, den ich für einen gefährlichen Abenteurer halte, fort, so werde ich keinen Verhaftungsgrund finden können. Hören müssen Sie ihn unter allen Umständen. Ich vermuthe, daß seine

Tochter Pauline jene Zigeunerin gewesen, die den vergifteten Blumenstrauß überreicht hat."

„Was veranlaßt Sie zu dieser Vermuthung?"

„Mancherlei Beobachtungen, die zu machen ich Gelegenheit hatte; vorzüglich aber die Bekanntschaft Wedekinds mit einem Herrn von Hoym, dessen Verhältnisse Sie vielleicht eben so gut kennen werden, als ich sie kenne. Verzeihen Sie, daß ich so offen zu Ihnen spreche . . . da es sich um die Entdeckung eines Verbrechens handelt, wäre für den Beamten allzustrenge Diskretion nicht am Platze. Ich werde mich später wieder einstellen, um mit Ihnen Rücksprache zu nehmen. Verscheuchen Sie den alten Wedekind nicht; er ist wichtig für mich."

„Die Thätigkeit des Staatsanwalts," sagte Petzold, „ist bis jetzt erfolglos gewesen; vielleicht bin ich glücklicher."

„Gott gebe es!"

„Er wird es geben, wenn Sie mir helfen."

„Herr Petzold, Sie stehen im Dienste des Gesetzes, das die Sicherheit der Staatsangehörigen zu schützen bestimmt ist. Sie haben, wie ich wohl be-

greife, einen Theil meiner Familienbeziehungen kennen gelernt . . .“

Der Agent verbeugte sich.

„Ja, Herr Graf! Was ich nicht weiß, setze ich voraus . . . es existirt eine Partei, die Sie auszubeuten bemüht ist . . . Herr von Hoym beutet die Scheidung seiner Frau aus . . . Der tief heruntergekommene Edelmann verschmäht kein Mittel, um Geld zu erwerben . . . er hat mit diesem Wedekind Gemeinschaft gemacht, der versichert, Sie zu Allem zu bewegen, was er von Ihnen fordern werde. Ich wiederhole die Bitte, weisen Sie ihn nicht zurück und setzen Sie mich von Allem in Kenntniß, was vorgeht. Daß ich tiefes Schweigen beobachte, bedarf wohl der Versicherung nicht . . .“

„Wohlan, ich rechne darauf. Mir liegt daran, endlich Ruhe zu gewinnen und der Untersuchung ein Ende zu machen. Wie ist es Ihnen möglich gewesen, die Pläne der gefährlichen Menschen kennen zu lernen?“

Petzold lächelte wie ein Mann, der sich einer besondern Befähigung bewußt ist.

„Ach, Herr Graf,“ antwortete er, „da müßte ich

Ihnen eine lange Reihe von Beobachtungen mittheilen, die ich in verschiedenen Gestalten gemacht habe. Nur so viel kann ich sagen, das ich gestern Abend ein Gespräch der beiden Burschen belauschte, das mir den Plan gegen Sie enthüllte. Hoym wie Wedekind spekuliren in Familiengeheimnissen; es ist dies ein neuer Industriezweig, den ich seit einiger Zeit entdeckt habe."

„Warten Sie, warten Sie!" rief plötzlich der Graf.

„Was beliebt?"

„Ist Wedekind verheirathet, das heißt, lebt seine Frau noch?" — „Ja!"

„Kennen Sie das Weib?"

„Bis jetzt nicht; aber ich hoffe in den nächsten Tagen ihre Bekanntschaft zu machen."

„Erstatten Sie mir sofort Bericht."

„Werde nicht verfehlen, Herr Graf."

„Ein guter Lohn soll nicht ausbleiben."

„Herr Graf, ich stehe von diesem Augenblicke an in Ihrem Dienste. Schenken Sie mir Ihr Vertrauen, daß ich besser agiren kann. Ich werde alle Dinge, die speziell Ihre Familie angehen, von denen

zu trennen wissen, die ich dem Staatsanwalte zu melden schuldig bin."

Dem Grafen war die Vertraulichkeit des Agenten lästig; unter den obwaltenden Verhältnissen aber durfte er sie nicht zurückweisen.

„Ich bin der Gegenstand einer nichtswürdigen Intrigue," sagte er verlegen.

„Das weiß Niemand besser als ich, Herr Graf!"

„Wir sprechen uns also wieder . . ."

„Verzeihung, wenn ich Sie bitte mir noch ferner Gehör zu schenken."

„Was wollen Sie noch?"

Petzold flüsterte vertraulich:

„Sie haben die Verlobung Ihrer Tochter mit Herrn Alfred von Lilienstein bekannt gemacht?"

„Ja."

„Auch diese Verbindung will man ausbeuten."

„Wie ist das möglich?"

„Herr Graf, Sie fragten mich nach der Frau jenes Wedekind . . . sie hat verschiedene Namen geführt; bald nannte sie sich Helene, bald Malwine, bald Susanne. Unter dem Namen Helene, so glaube

ich, ist sie das Kammermädchen der Freifrau von Lilienstein gewesen."

Das Erstaunen des Grafen wuchs immer mehr.

„Ich weiß es nicht!"

„Ja, ja, es ist so!"

„Die Freifrau schenkte ihrem Kammermädchen unbedingtes Vertrauen, da Helene die unglückliche Ehe ihrer Herrin kannte. Zwischen den Ehegatten, die schon ein Jahr getrennt waren, wurden Verhandlungen gepflogen wegen Uebergabe des einzigen Sohnes, den der Freiherr nur gegen eine gewisse Summe an die trauernde Mutter ausliefern wollte."

„Sie erzählen mir da eine Neuigkeit . . ."

„Die in ernste Erwägung zu ziehen Sie allen Grund haben werden. Helene ward zur Vermittlerin gewählt. Vergessen Sie nicht, daß Helene die jetzige Frau Wedekind ist. Die Gatten willigten in den Tausch . . . Helene empfing in Papieren fünfzigtausend Thaler und lieferte dafür einen Knaben ab, den sie von einer armen kranken Näherin empfangen, die, wenn ich nicht irre, Sophie Witt hieß. Der Freiherr gab in einem Anfalle von Mißmuth seinen Knaben ohne alle Entschädigung an die tückische Helene

. . . diese behielt das Geld und nahm den rechten Sohn des Freiherrn mit sich nach Paris, wo sie von dem Ertrage der Rentenbriefe, aus solchen bestanden die empfangenen Papiere, sorglos zu leben gedachte. Die getäuschte Freifrau hat demnach einen falschen Sohn erzogen . . . dies hat Frau Wedekind ihrem Manne erzählt und ich, der dem Abenteurer auf Tritt und Schritt folgte, habe an einer Bretterwand das Gespräch Wort für Wort belauscht."

Der Graf hatte erstarrt zugehört.

„Das erzählte die Wedekind?"

„Mit einer Gewißheit und Ueberzeugung, die keinen Zweifel zuläßt."

Wedekind zog seinen Freund Franz von Hoym in das Geheimniß und beide wollen nun die Freifrau und Sie ausbeuten.

Petzold schwieg.

„Ich danke Ihnen," sagte der Graf nach einer Pause. „Nehmen Sie ferner mein Interesse wahr und der Lohn dafür wird nicht ausbleiben. Sie finden mich, wenn Sie eine Besprechung für nöthig erachten, täglich bereit Sie anzuhören. Den Staatsanwalt, der mir befreundet ist, mögen Sie in das Ge-

heimniß ziehen; jedem Andern verschweigen Sie die traurige Angelegenheit.“

Der Agent hatte sich entfernt.

„Neue Verwickelungen, neue Intriguen stellen sich ein,“ sagte der Graf; „es ist doch, als ob die Freundschaft gegen mich von Conservation zu Conservation vortritt. Man kann sich darüber nicht beruhigen, daß mir ein großes Vermögen zugefallen ist. Gott mag wissen, wie die Dinge zusammenhangen . . . soviel steht fest, daß die Wedekind eine Betrügerin ist, dieselbe Wedekind, die der armen Sophie das Kind genommen hat. Verbündet sich die Frau mit dem schurkischen Hoym, so kann die Angelegenheit doch noch vor die Oeffentlichkeit kommen. Dies muß um jeden Preis verhindert werden.“

Er ging zu den Damen zurück, die er in harmlosem Gespräche vorfand. Die Freifrau von Lilienstein sagte einst, daß eine große Gefahr über ihrem Haupte schwebte, und für sie die weichherzige Dame, die in übergroßer Zärtlichkeit an dem in jeder Beziehung braven Sohne hing, war die zu fürchtende Aufklärung eine große Gefahr. Es war eine seltsame Fügung, daß Theodor, der Bruder des Gra-

fen, Frau von Hoym liebte, die den schwachen Freiherrn von Lilienstein bethört und ihm den größten Theil seines Vermögens abgeschwindelt hatte. Stellten sich die Mittheilungen der Agenten als begründet heraus, so war Franz von Hoym, dessen die Verlobte Theodors sich entledigen wollte, der Vater des jungen Mannes, den die Freifrau als ihr eigenes Kind liebte und erzogen hatte. Noch mehr, Aloyse ward die Gattin des Sohnes der Schwester Antoinettens, vorausgesetzt, daß die Erklärungen der Herzogin nicht erlogen waren. Wer konnte diese Wirren lösen? Wie war es möglich, Licht in das räthselhafte Dunkel zu bringen? Eine Betrügerin war mit darunter verwebt und die mitwirkenden Personen besaßen so zweideutige Charakter, daß man nicht wußte, welcher von Ihnen Glauben zu schenken sei. Mit dem Alexanderschwert ließ sich dieser gorsische Knoten nicht zerhauen, man hatte den Eklat zu fürchten. Und doch war es für den Grafen von großer Wichtigkeit, daß das Dunkel aufgehellt wurde, es handelte sich ja zugleich um die Entdeckung eines heimtückischen Giftmörders.

Er leitete vorsichtig das Gespräch auf die Ehe

der Freifrau; die Dame erzählte rückhaltslos die Verhandlungen mit ihrem treulosen Gemale, verschwieg auch die Mitwirkung der treuen Kammerfrau nicht, schilderte das Glück, das sie in der Erziehung ihres Kindes gefunden, und fügte hinzu, sie bereue nicht den bedungenen Preis dafür gezahlt zu haben.

„Haben Sie wieder von dieser Kammerfrau gehört?“

„Ich weiß nur, daß sie unglücklich verheirathet gewesen; wohin sie später gekommen, ist mir unbekannt geblieben. Die Gute wird wohl gestorben sein; lebte sie noch, sie würde mich gewiß aufgesucht haben, zumal wenn sie meiner Hülfe bedurft hätte.“

„Sie durften jener Frau also völlig vertrauen?“

„O, ich habe mehr als eine Probe von ihrer Rechtlichkeit und Anhänglichkeit; wahrlich, ich sage nicht zu viel, wann ich sie als eine treu ergebene Freundin bezeichne. Sie kannte meinen Kummer und suchte ihn nach Kräften zu lindern. Leider konnte ich nicht viel für sie thun. Ach, wenn sie meinen Alfred sehen könnte!“

Es ließ sich nicht daran zweifeln, daß die Freifrau den Betrug nicht ahnte.

„Wie hieß doch Ihre Kammerzofe?“ fragte der Graf.

„Eigentlich Alwine; aber wir nannten sie Lorchen, ich weiß selbst nicht wie das gekommen. Der N me war uns geläufig und klang nicht so hochfahrend. Ach, es ist recht traurig!“ seufzte die Dame. „Das mir entgangene Vermögen käme meinem Sohne jetzt zu statten . . . Ich habe, im Verein mit dem Gemale, lange prozessirt . . . die seltsamsten Umstände verbanden sich zu Gunsten der Frau von Hoym, welcher der an seiner Familie lieblos handelnde Freiherr den größten Theil des Erbes ausgesetzt hatte.“

„Es ist mir unerklärlich,“ rief der Graf, „daß der rechtmäßige Sohn enterbt werden konnte.“

„O, er hat sein väterliches Vermögen, das in einer geringen Summe besteht, erhalten. Der Form ist genügt; ich hatte einen gewandten Advokaten, und doch ist der Prozeß verloren... Der Eintritt des Brautpaares, das einen Spaziergang durch den Garten gemacht, unterbrach dieses Gespräch.

Die Bemühungen Adam's und Hoym's sollt:n sich bald äußern. Beobachten wir Beide in ihrer Thätigkeit und

wir werden den Plan erkennen, den sie gemeinschaftlich entworfen hatten. Am folgenden Morgen ließ sich Franz von Hoym bei dem Grafen melden. Julius von Auerstein empfing den Edelmann in seinem Kabinette. Franz berief sich auf die freundschaftlichen Beziehungen seines Vaters zu der Schwester des Grafen, die er eine Perle der Aristokratie nannte, bedauerte den frühen Tod des Stiftsfräuleins und versicherte, daß auch er die besten Gesinnungen für die gräfliche Familie hege. „Ich bin gekommen," schloß er, „diese Gesinnungen zu bethätigen."

Der Graf kannte den Mann, der ihm diese Versicherungen mit treuherziger Miene ertheilte; er kannte ihn nicht nur, er verachtete ihn auch. Die Warnungen des Agenten beschloß er zu benutzen.

„Ich danke Ihnen, Herr von Hoym! Was wollen und können Sie für meine Familie thun? Sprechen Sie Sich offen aus, ich werde eben so offen antworten."

„Sie haben die Verlobung Ihrer Tochter proklamirt?"

„Ja."

„Mit dem Sohne der Freifrau von Lilienstein?"

„Ja, mein Herr.“

„Wissen Sie, daß Alfred nicht der Sohn jener Dame ist? Wissen Sie, daß Sie den Sohn einer Näherin in Ihre Familie aufnehmen?“

Der Graf antwortet ernst und würdevoll:

„Ich habe bereits von diesem Gerüchte gehört. Ohne mich auf die Begründung desselben einzulassen, bemerke ich Ihnen, nur Ihnen, Herr von Hoym, daß Alfred der Sohn einer achtbaren Mutter und eines mehr als gewissenlosen Vaters ist.“

Franz zuckte leicht zusammen.

„Das wissen Sie?“ fragte er lächelnd. „Und doch gestatten Sie als deutscher Graf eine Verbindung, die zu den unerhörtesten Mesallianzen gehört . . .“

„Ueberlassen Sie mir die Wahl meines Schwiegersohnes. Ich habe keinen Grund den jungen Mann abzuweisen, den meine einzige Tochter innig liebt.“

„Ach, Sie weisen nicht ab . . .“

„Nein, ich bezeichne Ihnen klar den Standpunkt, den ich einnehme. Die hergebrachten Vorurtheile verschmähe ich, da sie weder des Christen noch des Menschen würdig sind. Eine Mesalliance kann sich

nur in dem Falle gestalten, daß der Bräutigam oder die Braut sich der Ehre unwürdig gemacht, ein Mitglied der bessern Gesellschaft zu sein."

„Ich theile diese Ansicht!" rief Franz. „Es giebt indeß noch andere Umstände, Herr Graf, die sich der Verbindung Ihrer Tochter entgegenstellen. Der gewissenlose Vater Alfred's existirt noch . . . er verweigert seinen Konsens, wenn nicht zuvor gewisse Bedingungen erfüllt werden, die Ihnen mitzutheilen ich beauftragt bin.

„Sprechen Sie sich aus."

„Alfred hat eine Halbschwester; für diese muß ein Heirathsgut beschafft werden. Treten Sie ihr eine Ihrer kleinen Besitzungen ab und man spricht über die Angelegenheit nicht weiter. Weigern Sie sich, so wird man die Freifrau in einen Prozeß verwickeln, der das größte Aufsehen zu machen nicht verfehlen wird. Ich merke wohl, Herr Graf, Sie verstehen mich ganz, da Sie gewisse Dinge kennen, die auszusprechen ich nun nicht nöthig habe. Wie auch Ihre Ansichten über mich sein mögen... zu der Erkenntniß werden Sie wohl schon gelangt sein, daß mir das Recht zusteht ein Wort in der Heirathsangelegenheit

mitzureden. Die mir zugefügte Beleidigung will ich vergessen, da mir das Glück meiner Tochter über Alles geht. Die Bemerkung kann ich indeß nicht unterdrücken: kommen wir nicht zu einem friedlichen Abschlusse, so fordere ich Genugthuung von Ihnen für den gewissenlosen Vater. Sie werden ohne Zweifel gegen meinen Stammbaum nichts einzuwenden haben, der notorisch einer der ältesten unseres Landes ist."

Der Graf stellte sich als ob er eingeschüchtert sei.

„Ich liebe meine Tochter nicht minder, als Sie die Ihrige," antwortet er; „darum liegt mir viel an einer gütlichen Beilegung der Sache . . . Wir werden uns verständigen . . . liefern Sie mir jedoch Beweise dafür, daß die Freifrau ein Opfer des Betruges ist, den eine gewisse Wedekind an ihr verübt hat. Die sorglose Dame braucht nicht in das Geheimniß gezogen zu werden, wir müssen sie, da wir Männer sind, schonen."

Franz ward zutraulich.

„Ich schaffe Ihnen die Alte zur Stelle," flüsterte er. „Fragen Sie selbst sie und es wird kein Zweifel mehr bleiben."

„Sie werden eine briefliche Einladung erhalten . . ."

„Gut, ich erwarte Sie."

Franz von Hoym verließ das Haus des Grafen.

„Schurke!" flüsterte ihm dieser nach. „Diesmal gehst Du sicher in die Falle!"

Denselben Tag noch besuchte der Graf den Staatsanwalt, der bereits den Polizei-Agenten vernommen hatte. Beide Männer hatten ein langes Gespräch. Als sie sich trennten sagte der öffentliche Ankläger: „Sie werden nun bald Ruhe haben, denn die Katastrophe Ihres Lebensdrama's steht bevor. Die Frevler werden ihrem Schicksale nicht entgehen."

Abend's saßen Adam Wedekind und Franz von Hoym bei Tische. Anna und Pauline nahmen im ersten Stocke des Hotels den Thee ein. Die beiden Männer hatten einen Platz in dem Speisesaale gewählt, der ihnen ein heimliches Gespräch gestattete.

„Freund," flüsterte der Edelmann, „wir werden hier nicht oft mehr soupiren, es ist nöthig, daß wir unsere Geschäfte rasch zum Abschluß bringen."

„Dasselbe haben Sie mir schon einmal gesagt."

„Mißtrauen Sie mir?" fragte Franz.

„Nein; ich fürchte nur, daß Sie die Dinge im trübsten Lichte sehen. Es müssen Ihnen doch Waffen zur kräftigen Abwehr zu Gebote stehen. Sie haben ja oft damit geprahlt . . .“

Adam Wedekind roch in seine kleine goldene Dose.

„Sie müssen muthiger sein,“ fuhr er ermahnend fort. „Sie müssen stets wie der Spieler an den Gewinn glauben. Hin und wieder mögen Verluste vorkommen . . . was thut's? das Gewinnen bleibt immer in Aussicht, so lange nämlich der Spieler sich ein Betriebscapital reservirt. Ihr Betriebscapital ist Sophie Witt, Ihre Frau und, wenn Sie wollen, der Graf von Auerstein. Darum spielen. Den Gewinn theilen wir, wie verabredet.“

„Und den Verlust?“

„Er trifft uns Beide. Im schlimmsten Falle wird doch so viel aus dem Handel zu ziehen sein, als zu unserer Auswanderung nöthig ist. Wir schiffen uns in Bremen ein und gehen nach New-York, wo sich ein neues und weiteres Feld für unsere Unternehmungen bietet.“

Sie beriethen nun den Plan zu den letzten kräf-

tigen Angriffen, der zu Opfern erkorenen Personen. Beim Champagner besiegelten Sie den Bund, den Jeder für die Dauer des Lebens geschlossen zu haben behauptete. Am folgenden Morgen schlich Adam in das Zimmer des Edelmannes; er war völlig angekleidet.

„Ich gehe jetzt," flüsterte er, „um mein Weib zu instruiren. Beginnen Sie mit Sophie Witt . . . Sie verstehen mich doch? Halten Sie auf baares Geld, Papiere können wir nicht gebrauchen."

Franz, der noch beim Kaffee saß, antwortete lächelnd:

„Soll geschehen!"

„Von dort gehen Sie zu dem Advokaten, um Ihre Frau zu verkaufen. Treiben Sie den Preis so hoch als möglich."

„Und Sie?" fragte ruhig der Edelmann.

„Ich erfülle gewissenhaft jeden einzelnen Punkt unseres Programms! Sollten wir uns in diesem Hotel nicht treffen können, so bleibt es bei der Zusammenkunft in der Holzschenke, die Sie kennen. Meine Pauline ist gut unterrichtet . . . Ihre Tochter wird sich ihr anschließen. Auf Wiedersehen, Freund!"

So trennten sich die beiden Männer am Morgen.

Eine Stunde später verließ Franz das Hotel, nachdem er er mit seiner Tochter Rücksprache genommen hatte.

„Unsere Lage scheint sich zu ändern,“ dachte Anna traurig. „Der Vater ist erregt und unternimmt heimliche Gänge...ach, ich kenne das schon! Wüßte ich nur, wie ich vorbeugen könnte! die Mutter ist hartherzig und grausam, sie will von uns Nichts wissen . . . Nach dem ersten Versuche, der übel abgelaufen, darf ich einen zweiten nicht wagen . . . Es ist doch recht traurig! Wir sollen nun einmal in diesem Leben kein Glück haben!“

Mit schweren Herzen empfing sie den Besuch der munteren Pauline, die von den Dingen, die sich vorbereiteten, keine Ahnung zu haben schien; sie sprach vou Toielettengegenständen, von Badereisen und Besuchen bei vornehmen Leuten. Dann lud sie die Freundin zu einen Morgenspaziergange ein, sie wollte das prachtvolle Wetter genießen und nicht stets im Zimmer sitzen. Anna fügte sich und folgte der Freundin. Ein Fiaker brachte Beide durch die Straßen nach der äußern Promenade.

Franz von Hoym hatte das Haus erreicht, in welchem sich der Verkaufsladen der armen Sophie befand; er gesellte sich einer Gruppe Neugieriger bei und betrachtete die ausgehängten Putzsachen, die allgemeine Bewunderung erregten. Die jüngeren Töchter der Modistin waren mit Käuferinnen beschäftigt; man konnte durch die hohen Spiegelscheiben fast den ganzen Laden übersehen. Franz spähete nach Sophien. Sie war nicht zu entdecken.

„Ich muß, ich muß!" dachte der Abenteurer. „Dem Grafen von Auerstein traue ich nicht, er war zu freundlich, zu gefügig . . . man kennt das, es ist Maske. Wedekind hat recht, wir dürfen nicht mehr zögern."

Er wartete noch einige Minuten.

Da fuhr ein Fiaker vor. Sophie stieg aus. Ehe sie in das Haus schlüpfte warf sie einen Blick auf die Gruppe . . . der Ausdruck ihres Gesichts verrieth, daß sie den Gefürchteten bemerkt hatte.

„Das trifft sich gut!" dachte Franz.

Er folgte ihr rasch auf die Hausflur. Hier stand die arme Modistin, um Athem zu schöpfen.

„Was wollen Sie?" fragte sie kaum hörbar.

„Ich muß Sie sprechen, Sophie!“

„Meine Zeit ist gemessen . . .“

„Gut; so werde ich mich an Herrn Baum wenden.“

„Sie drohen immer noch, Herr von Hoym?“ fragte die Modistin mit Bitterkeit.

„Ich werde abreisen.“

„So reisen Sie!“

„Zuvor jedoch möchte ich mit Ihnen abrechnen.“

„Unser Geschäft ist geordnet.“

„Bis auf meinen Sohn, den ich mit mir zu nehmen gedenke.“

„Ach das ist es!“ rief Sophie.

„Ich reise nicht ohne meinen Franz,“ erklärte entschieden der Edelmann.

„Und wenn ich Ihnen nun den Sohn ausliefere?“

„So werden Sie mir zugleich eine Summe mitgeben, mit deren Hilfe ich die Zukunft unseres Sohnes sicher stellen kann. Auch die Mutter hat Verpflichtungen, und diese nehme ich in Anspruch. Weigern Sie sich, so sehe ich mich gezwungen eine Un=



tersuchung der Angelegenheit zu beantragen. Ich spreche wiederholt mein Bedauern aus . . ."

„Genug!" rief Sophie. „Genug!"

„Was gedenken Sie zu thun?"

„Ich werde Ihnen den Sohn übergeben."

„Und zwar mit einer Summe von zehntausend Thalern."

„Auch das, auch das!" seufzte Sophie.

„Bestimmen Sie Zeit und Ort . . ."

„Ich wüßte wahrlich nicht, wo es am geeignetsten wäre . . . Rücksichten auf meinen Mann . . . Die Leitung des Geschäfts . . . Sie begreifen wohl, daß ich behutsam verfahren muß . . . Ich werde Ihnen den Sohn senden . . . Er selbst soll das Geld überbringen. Mich entbinden Sie von dem schweren Gange . . ."

Der Edelmann stutzte, er konnte sich das Benehmen der Frau nicht erklären. Anfangs hatte sie mit Bitterkeit gesprochen, jetzt zeigte sie Gefügigkeit und Angst. Es mußten Dinge von Wichtigkeit vorgegangen sein. Dem Abenteurer lag nur daran, das Geld zu erlangen; er sah voraus, Sophie wollte

den Argwohn ihres Mannes nicht wecken und darum geht sie auf die gestellten Bedingungen ein.

„Madame,“ fragte er mit kalter Höflichkeit, „werden Sie auch im Stande sein, das Versprechen bezüglich des Sohnes zu halten?“

„Ich verspreche nur das, was ich halten kann,“ flüsterte sie zurück. „Und nun ertheile ich Ihnen diesen guten Rath ... reisen Sie so rasch als möglich ab ...“

„Warum?“

„Weil Ihre Sicherheit bedroht ist.“

„Ich wüßte wahrlich nicht . . .“

„Aber ich weiß, daß Ihre eigene Frau Sie verfolgt. Jeder Tag, ich möchte sagen jede Stunde bringt Ihnen Gefahr. Wäre ich rachsüchtig, so würde ich diesen Rath nicht ausgesprochen haben ...“

„Ah, Sie haben sich mit meiner Frau in Verbindung gesetzt?“

„Nein, Frau von Hoym zählt zu meinen Kunden, das ist Alles.“

Franz ward doch ein wenig verlegen. Zögernd fragte er:

„Wie kann meine Frau mir schaden?“

„Mir ist nur bekannt, daß sie mit Ihnen ernst-

lich abzurechnen gedenkt und ihrem Rechtsanwalte Auftrag gegeben hat, Sie auf Grund gewisser Wechsel verhaften zu lassen. Mehr weiß ich nicht . . . Bestimmen Sie mir Zeit und Ort . . . Ich werde Ihnen das Geld zur Reise liefern. Verrath meinerseits haben Sie nicht zu fürchten . . ."

„Kennen Sie ein ländliches Etablissement, das den Namen Holzschenke führt?" fragte Franz.

„Ich kenne es. Man erreicht das einsam gelegene Wirthshaus in einer Stunde zu Fuß . . ."

„Ganz recht; dort also werde ich diesen Abend neun Uhr zu treffen sein."

„Sie werden nicht vergebens warten."

Sophie verschwand in der Thür, die zu dem Komptoir führte.

„Sie hat mich erwartet!" dachte Franz. „Natürlich, weil sie mich entfernen will. Wie aber hat sie erfahren können, daß meine Frau Mittel besitzt, mich zu verderben? Ich werde ja sehen!"

Leute, die kamen und gingen, veranlaßten ihn auf die Straße zu treten. Die Unterredung mit der Modistin hatte seine Zähigkeit doch erschüttert; er war nachdenkend geworden.

„Hätte ich meine Tochter nicht!“ murmelte er. „Ich würde einen Streich ausführen, der meine Feinde gründlich vernichtet. Wedekind hat Recht! Ich darf nicht zu viel wagen.“

Franz bestieg einen Fiacker und ließ sich nach dem Hause des Advokaten fahren. Der Doktor Georgi stand im Begriffe auszugehen.

„Ich wollte Sie aufsuchen, Herr von Hoym.“

„Zu welchem Zwecke?“

„Bei Frau von Stein ist unlängst ein Diebstahl verübt . . .“

„Was kümmert das mich?“

„Edmund von Stein hat seiner Mutter gestanden, daß Sie daran betheiligt . . .“

„Ich?“

„Auch hat der Portier Sie gesehen . . . Ich bedauere Ihnen diese Mittheilung machen zu müssen...“

Franz fuhr erbleichend zurück.

„Sie sind entweder wahnsinnig, Herr Doktor, oder einer der boshaftesten Advokaten, die je eine Feder geführt haben.“

Der Doktor verneigte sich lächelnd.

„Ueber meine Dispositionsfähigkeit herrscht in der



Stadt nur eine Stimme; wäre ich boshaft, so hätte ich geschwiegen anstatt Sie zu warnen. Frau von Stein entäußert sich ihres mißrathenen Sohnes um jeden Preis . . . Sie sind die schreckliche Veranlassung, daß der leichtsinnige junge Mann zum Verbrecher herabgesunken ist . . . man wird Sie verhaften und eine Untersuchung über Sie verhängen. Im Interesse meiner Klientin, Ihrer Frau, das mir höher steht als das der Frau von Stein, liegt mir daran, Sie dem Diebstahlsprozesse zu entziehen. Reisen Sie heute noch, morgen werden Sie verhaftet."

Franz fragte mit bebender Stimme:

„Auf die boshafte Anklage eines liederlichen Menschen will man mich verhaften?"

„Es giebt noch andere Anhaltepunkte. Man hat in Ihrer Wohnung ein Papier gefunden, das in dem Sekretair der Bestohlenen gelegen . . ."

Der Edelmann zitterte.

„Wer hat es gewagt Haussuchung zu halten?"

„Dies kann nur Frau von Stein sagen. Ich bin beauftragt, Sie zu denunziren. Die Denunziation liegt nicht im Interesse der Frau, die Ihren Namen trägt. Auch will ich Ihre Ueberlegung nicht

. . . bekennen Sie sich vor Gericht zu der Ehescheidung, nehmen Sie die Ihnen vorgeschlagene Abfindungssumme und reisen Sie in ein fernes Land, wo man Sie nicht kennt. Verwerfen Sie diesen Plan, so erfülle ich den Auftrag der Frau von Stein . . . einen Tag kann ich die Angelegenheit noch verschieben, ohne mich zu compromittiren. Sie schwanken noch, Herr von Hoym? Wohl denn, so muß ich weiter gehen. Ich erinnere Sie an die Baronin von Herold . . . Sie wissen, daß an dieser Frau ein Verbrechen verübt ist . . ."

„Daß soll ich wissen?"

Der Advokat fuhr kalt lächelnd fort:

„In wie weit Sie dabei betheiligt, kann ich nicht sagen; nur das Eine bemerke ich: die Ausgrabung der Leiche ist angeordnet, der Baron und der Arzt sind bereits verhaftet . . . man wird auch Sie in Haft nehmen, da Sie der Beerdigung beigewohnt. Das Weitere wird die Untersuchung ergeben. Sie sehen, daß Ihnen schreckliche Dinge bevorstehen."

Franz biß die Lippen zusammen und starrte nachdenkend zu Boden.

„Gut," murmelte er; „ich will mich auf einen Vergleich einlassen."

„Das ist ein lobenswerther Entschluß. Unterzeichnen Sie die Einwilligung zur Scheidung und ich zahle Ihnen eine Summe von zehntausend Thalern..."

„Nicht mehr?"

„Verzeihung, wir thun ein Uebriges, nur um den Skandal zu vermeiden. Sie danken es meiner Vermittelung, daß Frau von Hoym den Ausgang Ihres Prozesses nicht abwartet. Die Dame ist so erbittert, daß sie rücksichtslos zu verfahren entschlossen war. Wollen Sie Ihre Tochter zurücklassen, so soll für das junge Mädchen gesorgt werden."

Der Edelman hatte überlegt.

„Verlieren wir keine Zeit mehr," rief er, „ich werde unterzeichnen."

„Nehmen Sie Platz!"

Der Doktor ging in die Schreibstube und kam mit einem bejahrten Herrn zurück, den er als einen befreundeten Notar vorstellte.

„Der Freund muß als Zeuge zugegen sein, damit das Dokument völlig legal werde," fügte er hinzu.

Der Rechtsanwalt hatte bereits ein Protokoll verfaßt; er las es langsam und deutlich vor, dann überreichte er es dem Edelmann, der es einmal prüfte und unterzeichnete. Auch die beiden Juristen unterzeichneten. Der Doktor zahlte zehntausend Thaler in Banknoten, die er schon bereit gehalten. Franz grüßte und entfernte sich.

„Der Schurke hat mich überlistet," murmelte er vor sich hin; „er weiß zu gut, daß ich das Weite suchen muß. Ich werde mit einem Kapitale von zwanzigtausend Thalern reisen und das ist unter den obwaltenden Umständen ein Glück. Wie schändlich hat man an mir gehandelt! Dieser Edmund verdient, daß ich ihm den Schädel zerschmettere! Und der Baron . . . Das sollte mich nicht wundern, wenn er mich als den Mörder seiner Frau angibt! Er kann nicht vergessen, daß ich ihm das Geld abgenommen habe. Und wie gut der Advokat unterrichtet ist! Man kämpfe nur mit einem solchen Menschen, so ist die Niederlage gewiß. Noch bleibt mir ein günstiger Rückzug . . . ich werde ihn antreten. Im Ganzen genommen, habe ich doch ein gutes Geschäft gemacht. Die Stimme der Wehr muß schweigen . . . ich suche das Weite!"



Nachdem der Doctor Georgi dem befreundeten Notar zwei Thaler für den geleisteten Dienst gezahlt hatte, blieb er allein.

„Gott sei Dank!“ rief er aufathmend. „Der Schurke wäre beseitigt, die Scheidung kann vollzogen werden und ich bleibe unangetastet im Besitze meines Vermögens! In der Hand dieses Edelmanns liegt es, mich gründlich zu verderben... Ich habe Ihn nicht mehr zu fürchten, der Streich ist geglückt! Petzold hat mir wichtige Dienste geleistet . . . ich werde ihn gut belohnen. Das böse Gewissen ist doch eine gewaltige Macht, sie jagt den Schuldbewußten in die Weite hinaus. Franz von Hoym flüchtet vor einer Schreckgestalt, die nicht existirt . . . Ich hätte ihn wahrlich nicht angeklagt! Jetzt werde ich für meinen Sohn sorgen, der nicht weiß, daß ich sein Vater bin. Der verliebte Emil mag die Tochter der Modistin heirathen, ich stelle ihm keine Schwierigkeiten mehr entgegen. Er ist ja doch mein Erbe . . . möge der Tod mich noch lange verschonen. Sobald ich ganz sicher bin, lege ich die Praxis nieder, mich einzig und allein der Früchte meines Werkes zu erfreuen. Was ist Besitz? Woher kommt Besitz?

O, welch ein relativer, elastischer Begriff! Der Stärkere beraubt den Schwächeren, sei es auf diese, sei es auf jene Weise. Weiß man das Wort „Erwerben“ fassend zu interpretiren, so steht man auf dem Rechtsboden. Ach könnte ich mir zwanzig Jahre meines Lebens zurückrufen, ich würde noch einmal recht glücklich werden. Ein kluger Mann nimmt, das Glück, wo er es findet . . . bah ich werde mich bemühen zu vergessen! Was ich gethan, haben noch viele Andere gethan und werden noch viele Andere thun. Durch Arbeit ist nichts zu gewinnen ... Ich habe eine Million gewonnen!“

Ein teuflisches Lächeln verbreitete sich über sein Gesicht, daß in diesem Augenblicke dem eines Satyr's glich. In der Erinnerung des Advokaten mochte doch wohl manches aufsteigen, das er nicht so recht vergessen konnte. Plötzlich ernst geworden, trat er in die Schreibstube und sah die Arbeiten der Schreiber nach.

Um diese Zeit suchte Edmund von Stein das Haus seiner Mutter nach. Die Dame empfing ihn im Salon.

„Endlich!“ rief er.

„Ich sollte Sie auch heute abweisen!“ sagte kurz und kalt die ernste Frau.

„Die Mutter den Sohn . . .“

„Sie sind mein Sohn nicht!“

„Oh! Oh!“ rief lachend der junge Mann.

„Sie haben sich des Namens unwürdig gemacht . . .“

„Weil ich das mir gebührende Vermögen fordere?“

„Unverschämter!“ rief die Dame.

„Vergessen Sie nicht, Mutter, daß ich volljährig geworden bin.“

„Gehen Sie, gehen Sie! Sie sind nie mein Sohn gewesen, Sie sind ein Findling, dessen ich mich angenommen. In Ihren Adern fließt das Blut des Pöbels! Ich habe lange Nachsicht mit Ihnen gehabt, jetzt aber ist diese Nachsicht zu Ende. Gehen Sie! Benützen Sie diese Summe zur Reise . . .“

Die Dame warf ihn ein Taschenbuch zu.

Edmund war leichenblaß geworden.

„Mutter, Sie gehen zu weit!“ rief er bebend. „Mein Vater hat mich zum Erben seines Vermögens eingesetzt! Sie aber wollen mich betrügen . . .“

„Halt, sprechen Sie kein Wort mehr!"

„Ich werde es der ganzen Welt verkünden, daß Frau von Stein . . ."

Die Dame setzte rasch eine Glocke in Bewegung. Ein Diener trat ein.

„Sie befehlen, gnädige Frau?"

„Führen Sie diesen Menschen auf die Straße, wenn er nach zwei Minuten nicht freiwillig mein Haus verlassen hat."

Frau von Stein verschwand durch die Thür, die in das angrenzende Boudoir führte. Edmund starrte ihr einige Augenblicke nach. Dann nahm er, vor Wuth knirschend, das Portefeuille und verließ den Saal, dessen Thür der Diener geöffnet hatte. Ohne es recht zu wissen hatte er die Promenade wieder erreicht. Wie träumend ging er weiter. Da redete ihn eine zarte Stimme an; es war die Paulinen's.

„Sind Sie krank, Edmund?"

„Ach, ich war recht krank!" flüsterte er. „Jetzt ist es vorüber!"

„Wollen Sie mich begleiten?"

„Ach, ich muß auf das Glück verzichten, da ich

einen wichtigen Geschäftsgang zu machen habe!" antwortete Edmund seufzend.

Pauline reichte ihm das zarte Händchen.

„Der Vater erwartet Sie!" flüsterte sie schmachtend.

„Wann?"

„Sobald als möglich."

„Wo?"

„In unserm Hotel."

„Ich komme heute noch."

„Und auch ich erwarte Dich!" fügte die Schöne ganz leise hinzu, als Anna einige Schritte zurückgetreten war. „Ich muß Dich sprechen! Die Sehnsucht verzehrt mich!"

Die feinen Lippen des schönen Mädchens zuckten.

„Pauline! Pauline!" seufzte der junge Mann. „Wirst Du mir immer treu bleiben?"

„Frage nicht so!"

„Wir werden uns bald verbinden!"

Sie trat ihm näher.

„Edmund, ich bleibe Dir treu, und müßte ich den Vater verlassen."

„Himmlisches Mädchen!"

„Wenn nun Deine Mutter Dir nicht gestattet...“

„Was?“ fuhr er auf.

„Ein armes unbedeutendes Mädchen zu heiraten?“

„Dann lasse ich die Mutter, wie Du den Vater läßt. Du, Pauline, bist das Ziel, nach dem ich strebe ... Du bist mein Gedanke bei Tag und Nacht...“

„Ich bleibe die Deine!“ versicherte sie. „Komm bald!“

Nachdem sie einen sehnsüchtigen Blick auf ihn geworfen, eilte sie der Freundin nach.

„Schrecklich, schrecklich!“ dachte der Liebhaber. „O, daß mich jetzt dieses Loos treffen muß! Ein Anderer darf Paulinen nicht besitzen ... Ich wage Alles! Wie schwebend ihr Gang, wie graziös ihre Gestalt ist. Nur Pauline kann jene Rosa ersetzen, die mir einst die Ruhe genommen hatte! Und ich will abschließen, ich will endlich die Qualen der Sehnsucht beseitigen, will ruhig und glücklich leben mit einem geliebten Weibe!“

Eilig ging er weiter.

Bald erreichte er die Straße in der Susanne wohnte. Als er die schmalen Treppen hinaufstieg murmelte er vor sich hin:

„Die Alte soll mich nicht verderben! Ich erringe Pauline, und sollte es durch eine kühne That geschehen. Franz hat Recht: man muß sich gewaltsam den Weg zum Glücke bahnen, wenn Klugheit und List nicht anschlagen."

Er klopfte an die kleine Thür. Susanne öffnete. Lächelnd führte sie den Gast in das Stübchen.

„Fünf Minuten später würden Sie mich nicht mehr getroffen haben, junger Mann!"

„Sie wollten ausgehen?"

„Ihretwegen, mein Bester!"

„Sie interessiren sich also für mich?"

Susanne hatte sich auf ihren Koffer gesetzt.

„Das will ich meinen!" antwortete sie mit einer Art Stolz. „Sie sind mir lieb wie mein eigener Sohn, den ich erzogen habe. Nun sind Sie da, und das ist gut."

Der erschöpfte Edmund hatte sich auf den einzigen Rohrstuhl gesetzt, der das Mobilar des Stübchens bildete.

„Sind Sie denn auch gewiß," fragte er, „daß ich der bin, für den Sie mich halten?"

„So gewiß, als die liebe Sonne am Himmel

steht! Wäre ich es nicht, ich würde schweigen. Nein, nur wenn ich meiner Sache sicher bin, rede ich... Aber, mein Bester, wir reden unter uns! Es braucht kein Mensch den Zusammenhang der Dinge zu erfahren. Sie sind zur guten Zeit gekommen, das können Sie mir glauben. Ich wollte schon zu Frau von Stein gehen und mich erkundigen . . ."

„Kennen Sie Frau von Stein?"

Susanne machte eine verneinende Bewegung mit dem Haupte.

„Ich kenne die Dame noch nicht! Aber ich weiß, daß sie für Ihre Mutter gilt. Ihre wahre Mutter ist aber eine andere, zwar keine adelige, aber doch eine recht brave Frau, der ich recht großen Dank schuldig bin. Es bleibt das Alles unter uns! Sie werden eben so wenig ausplaudern als ich plaudere. Sehen Sie, da ist eine Frau, die Madame Blandine heißt, diese Frau würde viel darum geben, wenn sie wüßte, wer Ihre Mutter wäre. Ich sage es ihr nicht . . . aus Rache bin ich verschwiegen . . . man hat mir Geld über Geld geboten . . . Ich werde mich schon hüten, denn ich hasse diese Blandine, ich

hasse sie wie keine andere Kreatur auf dieser Erde. Aber der Frau von Stein werde ich sagen . . ."

„Was wollen Sie ihr sagen?" fuhr Edmund auf.

Susanne erschrak.

„Daß ich den kleinen Franz erzogen habe . . ."

Wer ist Franz?"

„Sie, mein junger Freund!"

„Ich heiße Edmund!"

„Man hat sie umgetauft!"

„Sie werden Nichts, Nichts sagen!"

„Aber Frau von Stein . . ."

„Drohen Sie ihr als Zeugin, so mache ich Sie stumm für immer!" rief Edmund, der sich erhob und krampfhaft zitternd die Fäuste ausstreckte.

Die Alte stieß einen leisen Schrei aus.

„Wie ungestüm sind Sie! Hören Sie mich doch nur an!" stammelte sie. „Ich wittere so etwas, das Ihnen Schaden bringen soll, und ich möchte Ihnen doch nützen. Die Blandine ist eine böse Frau; sie richtet Unheil an, wo sie immer sein mag. Es kennt sie Niemand besser als ich . . . Bin ich auch ein armes altes Weib, so meine ich es doch gut mit Ihnen, den Ihre wahre Mutter ist meine Wohl-

thäterin. Und Sie haben mir ja kein Leid zugefügt, Sie haben mich vielmehr unterstützt . . . als ich krank und elend war . . . das vergesse ich nicht. Aber ich vergesse auch Beleidigungen nicht, die man mir zugefügt hat. Diese Blandine könnte ich vergiften! Freilich, sie ist schlau, man kann ihr nicht beikommen . . . aber wir werden sie doch fangen... Erzählen Sie mir was geschehen ist."

Edmund faßte Vertrauen zu der Alten; er berichtete ihr seine Lage und verschwieg auch nicht, daß er sich mit dem Mädchen verheiraten wolle, an der sein ganzes Herz hänge.

„Doch nicht an Rosa Baum?" fragte hastig die Alte.

„Nein!'

„Das tröstet mich."

„Warum?"

„Sprechen wir jetzt nicht weiter darüber, es ist unnütz. Sie müssen Ihrer Mutter helfen, die von einem gefährlichen Menschen bedroht wird."

„Was kann ich denn thun?"

„O, ich habe die Sache schon durchschaut," wisperte schlau lächelnd die Alte; „ich habe mir Alles

im Kopfe zurechtgelegt. Blandine handelt im Einverständniß mit dem schlechten Manne, der Ihre Mutter zur Mörderin stempeln will. Denken Sie nur, die gute Frau soll ihr Kind ermordet haben, und dies Kind sind Sie, das sie mir übergeben hat. Sie mögen Alles wissen, damit Sie handeln können."

Und Susanne weihete den jungen Mann gründlich in die Verhältnisse ein.

„Gehen Sie also diesen Abend nach der Holzschenke," schloß sie, „dort finden Sie Blandinen, die mit Ihrem Vater entfliehen will. Ich bin alt und schwach, ich kann Sie nicht begleiten. Sagen Sie der Frau, daß Susanne sie eines Verbrechens wegen anklagen wolle, wenn sie ihre Bosheiten nicht einstellte. Blandine allein kann Sie verrathen, kann nachweisen, daß die reiche Frau von Stein Sie angenommen hat. Schaffen Sie die Frau fort . . . Dann sind Sie sicher. Ich weiß nicht, wo die Holzschenke liegt . . . Sie werden sie schon finden. O, mein lieber Freund, ich thue Alles für Sie, das können Sie mir glauben! Sie müssen reich bleiben und die Geliebte heiraten. Bin ich doch Ihre zweite Mutter, die Sie aus Noth und Elend gerettet hat. Frau

von Stein kann Sie gar nicht enterben . . . Warten Sie, bald hätte ich etwas vergessen. Kommen Sie gegen Abend noch einmal zu mir . . . Bleiben Sie nicht aus, ich muß noch mit Ihnen sprechen. Mein Wort darauf, lieber junger Freund, Sie werden der Sohn der Frau von Stein bleiben . . . O, ich kann der guten Frau schon den Kopf zurechtsetzen, ich kann es. Nun gehen Sie . . . ich erwarte Sie zwischen fünf und sechs Uhr diesen Abend."

„Frau," rief Edmund, „wenn Sie es nicht ehrlich mit mir meinen?"

„Ich rufe Gott zum Zeugen an! Auch müßte Blandine nicht meine Todfeindin sein! Wir Beide vernichten sie . . . Stehen Sie mir bei, und bald feiern Sie Ihre Hochzeit mit Paulinen."

„Sie wissen den Namen?"

„O, ich weiß noch viel mehr."

„Unerklärlich!"

„Ich habe mich schon mit Ihnen beschäftigt! Nun thue ich Ihnen Gutes . . . Sie sollen noch glücklich werden!"

„Auf Wiedersehen. Ich erwarte Sie . . . bestimmt, ganz bestimmt! Jetzt lassen Sie mich gehen, daß

ich für Sie sorgen kann, ich habe noch Manches zu thun!"

Susanne ließ den Gast auf den Vorplatz treten, dann verschloß sie die Thür des Stübchens.

„Den Baron von Herold fürchte ich nicht mehr!" flüsterte sie lächelnd. „Das war ein gefährlicher Mensch. Man hat ihn verhaftet."

„Verhaftet?"

„Ei gewiß! Das kann Sie nicht kümmern; gehen Sie und kommen Sie pünktlich zurück."

Beide stiegen die Treppen hinab. Auf der Straße wandte sich Susanne rechts, Edmund links. Wie träumend verfolgte er die Straße, die ihn bald in die Promenade führte.

„Mir bleibt nichts übrig als der Alten zu vertrauen. Verlieren kann ich ja nicht, wohl aber gewinnen. Auch giebt es ja keinen Menschen, an den ich mich halten könnte. Wie es auch verlaufen möge, ich werde Nichts versäumen. Der heutige Abend wird mir ja wohl Aufklärung bringen."

Edmund irrte bis zu Mittag durch die Promenaden, dann suchte er das Hotel auf, in dem er speiste.

Susanne traf ihren Mann in dem Kaffeehause

an der Promenade; es war dasselbe, in welchem Franz mit Blandinen eine Unterredung gehabt hatte. Der alte Kroupier, der behaglich frühstückte, reichte der Gattin die Hand.

„Nun ist Alles ausgeglichen!“ flüsterte er. „Dadurch, daß Du mir jetzt hilfst, machst Du gut, was Du an mir Böses gethan. Wir sind alt und wollen die letzten Tage in Ruhe verleben.“

„Adam, ich habe mich oft nach Dir gesehnt!“

„Wir werden später unsern Herzen Luft machen; besprechen wir für jetzt unsere Geschäfte.“

„Das wollen wir; doch zuvor laß mir eine Tasse Chokolade kommen, denn ich muß frühstücken.“

Das Frühstück wurde gebracht. Während sie trank, erzählte Susanne die Unterredung mit Edmund.

„Recht so!“ murmelte Adam. „Blandine und dieser Franz von Hoym müssen das Weite suchen, später nehme ich Rücksprache mit Frau von Stein, die sich ihres Sohnes nicht entäußern darf, da Edmund unsere Pauline heirathen muß. Der reiche Schwiegersohn kann schon etwas für uns thun. Es handelt sich nur darum, daß Hoym und die Französin

für immer entfernt werden, dann haben wir hier freie Hand . . ."

„Und die arme Sophie ist vor Verrath gesichert, es liegt mir viel daran, die brave Frau zu retten. Der schlechte Edelmann soll das Glück einer ganzen Familie nicht zerstören."

„Frau, gieb mir die Anweisung auf die Lebensversicherung."

„Du wirst Sie in den nächsten Tagen erhalten."

„Warum nicht heute?"

„Weil Rosa Baum, die Tochter Sophiens, sie mir aufbewahrt."

„Gut so gieb sie mir morgen, daß ich das Geld erheben kann. Nun Frau, höre mich an. Es liegt in meinem Interesse, den Herrn von Hoym zu beseitigen, wie ich den Baron Herold beseitigt habe. Hoym ist ein verwegener Mensch, der einen Mord nicht scheut, wenn er gezwungen ist sich Bahn zu brechen. An seiner Verhaftung liegt mir nichts, sie muß sogar vermieden werden."

„So mag ihn Edmund warnen."

„Der Gedanke ist nicht übel."

„Ich werde den jungen Mann beauftragen, er besucht mich gegen Abend."

„Gieb ihm diesen Brief mit."

Adam holte ein Kouvert aus seinem Portefeuille und reichte es der Frau, die es verbarg.

„Mann," fragte sie nun, „wie bist Du zu dem schönen Mädchen gekommen?"

„Pauline befindet sich vom zartesten Kindesalter an unter meiner Obsorge, sie hält mich für ihren Vater . . ."

„O, das glaube ich gern, Alter! Die Vorsehung hat unserer Ehe die Kinder versagt . . . Da Du ohne Zweifel nicht zweimal verheiratet gewesen bist . . ."

„Gott bewahre mich!" rief der alte Kroupier.

Susanne brachte ihren Kopf dem seinigen näher.

„Adam, wer ist das schöne Mädchen, das Edmund so leidenschaftlich liebt?" fragte sie leise.

Der Gatte lächelte verschlagen.

„Frau, Du bist wohl eifersüchtig?"

„Nein; ich muß es wissen."

„Gedulde Dich, Du sollst die Mutter kennen lernen. Trennen wir uns, dort kommt ein Mann



der nicht zu wissen braucht, daß Du meine Frau bist.“

Der Polizei-Agent Petzold erschien; er ließ sich an einem der Tische nieder, die in der Veranda standen, nahm ein Zeitungsblatt und las. Die Gatten sprachen noch einige Augenblicke leise mit einander.

„Thue Deine Pflicht, Alte!“

„Ganz gewiß!“

„Morgen suche ich Dich auf in Deiner Wohnung; sorge bis dahin für das Papier, das Du mir versprochen hast, es wird uns Beide zu Gute kommen. Auf Wiedersehen, meine Liebe!“

Susanne verließ die Veranda und verschwand zwischen den Bäumen der Promenade, den ersten Fiaker, dem sie begegnete, rief sie an; sie ließ sich nach der Modewaarenhandlung der Madame Baum fahren. Das Ergebniß ihrer Unterredung mit der Modistin theilen wir später mit.

Kaum hatte Petzold bemerkt, daß Susanne sich entfernt hatte, so verließ er seinen Platz und ließ sich neben dem Kroupier nieder. Die Art seines Benehmens verrieth große Vertraulichkeit. Daß Wedekind sich dem Agenten genähert hatte, um seinen Freund

Franz von Hoym zu beseitigen, sei für jetzt gelegentlich erwähnt. Den Zweck dieser Perfidie werden wir noch kennen lernen. Durch den Agenten hatte der Doktor Georgi erfahren, was er wissen wollte. Der Doktor hatte den Agenten dringend empfohlen, den verbrecherischen Edelmann entschlüpfen zu lassen und nur den Baron von Herold zu verhaften, der sich über den plötzlichen Tod seiner Frau rechtfertigen sollte. Ein Schurke gebrauchte den andern.

Der Agent und der Kroupier tranken und sprachen mit einander. Es war auch von dem Grafen Auerstein die Rede, dessen Kammermädchen auf eine unerklärliche Weise vergiftet worden.

„Ich helfe Ihnen die Verbrecher aufspüren," sagte Adam gleichgültig. „Schaffen wir zunächst Hoym fort, damit wir den Plan des Advokaten nicht durchkreuzen."

„Diese Angelegenheit lege ich in Ihre Hand, entgegnete der Agent; aber ich bitte Sie um weitere Angaben über die Spielhölle und über den geheimnißvollen Tod der Baronin Herold."

„Brauchen Sie Aufzeichnungen?"

Adam überreichte dem Agenten ein Papier. Dieser antwortete:

„Ihre Anstellung ist gesichert. Der Polizeipräsident wird Sie verpflichten .... Ich begrüße Sie als meinen Kollegen.“

Eine Stunde von der Stadt begann ein Gehölz, daß den seltsamen Namen „der Frevel“ führte. Zwischen den Feldern des benachbarten Dorfes und den ersten Bäumen breitete sich ein unfruchtbarer Angergrund aus, den das Volk den „Galgenplan“ nannte. Diese Benennung ward vielleicht durch den Umstand begründet, daß auf dem Plane die Verbrecher hingerichtet wurden, die das Kriminalgericht der Residenz zum Tode verurtheilt hatte. Mehr als ein Galgen, mehr als ein Schaffot war hier zu sehen gewesen. Man betrat nicht gern den unheimlichen Platz, obgleich er von stattlichen Bäumen und herrlichen Kornfeldern eingeschlossen ward. Der Forst selbst mochte eine Quadratmeile groß sein und war Eigenthum der Stadtgemeinde, das von einem Förster beaufsichtigt wurde. Die Wohnung des städtischen Beamten

lag am südlichen Rande in reizender Umgebung. Am nördlichen lag die Holzschenke, ein verlassenes kleines Wirthshaus, das nur von armen Reisenden und Holzflößern besucht ward. Hier war die Gegend still und einsam; nur am Sonntage, wenn sich lustige Städter bis dahin verirrten, zeigte sich mitunter einiges Leben. Der Weg von der Stadt führte über den Galgenplan, eine halbe Stunde durch den Forst und zog sich an dem Gehöfte vorüber bis zu dem zehn Minuten entfernten Flusse, dessen Ufer durch eine alte Holzbrücke verbunden wurden.

In der Abenddämmerung hielt ein Fiaker vor der Holzschenke. Franz von Hoym und seine Tochter Anna stiegen aus.

„Vater,“ fragte erschreckt das junge Mädchen, „wo sind wir?“

„Sei außer Sorgen, mein Kind, wir werden hier nicht lange bleiben.“

Anna starrte das alte Gebäude an; es mochte schreckliche Erinnerungen in ihr erwecken.

„Ich irre nicht;“ flüsterte sie. „In diesem traurigen Hause haben wir einige Tage gewohnt, ehe wir die Stadt betraten. Ich war vor Erschöpfung krank,



konnte den Weg zu Fuße nicht mehr fortsetzen, mußte auf hartem Lager liegen . . ."

Franz hatte indeß den Kutscher befohlen, das Pferd nicht auszuspannen und den großen Koffer auf dem Wagen zu lassen, damit die Reise nöthigenfalls rasch fortgesetzt werden könne.

Der Sommerabend war prachtvoll. Tiefe Stille herrschte rings in den Waldbäumen, die den kleinen Platz vor dem Hause einschlossen. Der Wirth kam, ein grämlich aussehender Bauer. Er war in Hemdsärmeln und rauchte aus einer langen Pfeife.

„Bringen Sie mir ein Abendessen in jene Laube!" befahl der Reisende stolz und vornehm.

Der Wirth nannte die Speisen, die zu beschaffen waren; er entfernte sich, nach dem Franz gewählt hatte.

„Vater," flüsterte Anna, „der schreckliche Mann!"

„Er wird Dir kein Leid zufügen. Sorge, daß er Dich nicht erkenne."

„Wären wir doch vorübergefahren, wir hätten in dem nächsten Dorfe rasten können!"

„Füge Dich, mein Kind!" befahl der Vater. „Ich weiß, was zu thun nöthig . . . Wenn der Morgen

graut, sind wir unserer bisherigen Umgebung entrückt, es beginnt ein neues Leben. Die Stadt mußten wir verlassen, da Deine Mutter uns vertreibt."

Und Anna fügte sich, sie ging traurig in die Laube, wo sie auf der alten Bank niedersank. Von der halbdunkeln Laube aus erstreckte sich die Kegelbahn in den Garten, der reich mit Obstbäumen und Gemüse bepflanzt war. Franz ging erwartungsvoll auf und ab.

„Wenn Blandine ausbleibt," murmelte er, „kehre ich nach der Stadt zurück, ich reise nicht ohne die Frau, sie muß mich begleiten. Wehe ihr, wenn sie nicht Wort hält! Und Sophie..."

Das Rollen eines Wagens ließ sich vernehmen. Da der Weg aus dem Walde eine Biegung machte, konnte man den Wagen noch nicht sehen. Das Knallen der Peitsche hallte durch den stillen Abend. Franz, den Hut in der Hand haltend, wartete. Nach drei Minuten rollte der Wagen heran und hielt. Eine Dame stieg aus.

„Blandine!" murmelte Franz zufrieden.

Er trat ihr entgegen und reichte ihr die Hand.

„Du bist pünktlich, meine Beste!"

„Weil mich die Liebe treibt!“

Sie warf den Schleier zurück und bot dem Galan den Mund zum Kusse.

Diese Vertraulichkeit war das Ergebniß eines Umganges, der früher angeknüpft, dann eine Zeit unterbrochen gewesen, in der Residenz aber wieder fortgesetzt worden. Das abenteuerliche Leben hatte Beide getrennt und wieder vereinigt. Die Liebe, von der Blandine sprach, war nur eine Hineigung zu dem Manne, dessen Charakter Aehnlichkeit mit dem ihrigen besaß. Franz fühlte das Bedürfniß sich einer Frau anzuschließen, die sein künftiges Loos mit ihm theilte. Außer Blandine gab es keine, die sich dieser Aufgabe unterzog; sie allein besaß die Weltanschauung, den Leichtsinn und die Verschlagenheit, die dazu erforderlich waren. Außerdem war die frühere Herzogin immer noch eine stattliche Frau, die sich in allen Kreisen zu bewegen verstand.

„Wo ist Anna?“ fragte die Dame.

Franz deutete auf die Laube.

„Dort!“

„Bist Du ganz zur Abreise gerüstet?“

„Ich erwarte nur Wedekind noch...“

„Der alte Schurke wird nicht kommen."

„Hat man ihn verhaftet?" fragte Franz rasch.

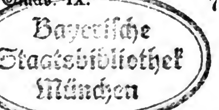
„Ich glaube nicht; aber er ist der Vertraute des Grafen Auerstein geworden und entkräftet durch sein Weib unsere Angriffe. Auch Frau von Stein hat ihn empfangen; ich hielt es für das Beste, das Haus der Dame zu verlassen, die mir eine gerichtliche Untersuchung angedroht hat. Es ist ein seltsamer Umschwung eingetreten, seit sich Wedekind mit seinem Weibe ausgesöhnt hat. Wir, Du und ich, mein Freund, sind die Betrogenen. Auf Edmund zähle nicht; er liebt jene Pauline bis zur Verblendung. . ."

„Wie er einst Rosa Baum geliebt hat!" fügte Franz ironisch hinzu. „Der Mensch ist veränderlich wie das Aprilwetter. Ich gebe ihn auf, wie überhaupt die ganze Residenz, ganz Deutschland, ganz Europa."

„Beschleunigen wir unsere Abreise!" mahnte Blandine.

„Eine halbe Stunde noch müssen wir warten. Es wird ein Bote kommen, der mir Geld bringt... ich habe noch ein Geschäft zu ordnen."

Der Kutscher trat heran und forderte seinen



Lohn. Blandine bezahlte und entließ den Mann, nachdem Sie ihren Reisekoffer in Empfang genommen hatte. Der Wagen fuhr nach der Stadt zurück. Es war indeß völlig dunkel geworden. Durch die Fenster der Holzschenke, in der sich nicht das geringste Geräusch regte, blitzte Licht. Es war ein schwaches, von einer Zinnlampe erzeugtes Licht. Dann und wann sah man den Kopf des Wirthes, der die Geschäfte selbst besorgte. Rings herrschte tiefe Stille. Kein Lufthauch bewegte die Blätter des Waldes. Die Atmosphäre war drückend schwül.

Plötzlich trat Anna aus der Laube.

„Vater!“ flüsterte sie.

„Was willst Du?“

„Das Nachtessen ist da.“

„So erquicke Dich, ich habe mit dieser Dame, meiner intimen Freundin, zu reden. Madame Blandine, Du kennst sie schon, schließt sich uns wieder an.“

Das junge Mädchen erschrak.

„Guten Abend, liebes Kind!“ rief die Freundin. „Ach, wie groß Du geworden bist! Reiche mir die Hand . . . Ich habe Dich stets lieb gehabt und werde Dir stets eine zweite Mutter sein.“

Der Wirth hatte eine Lampe in die Laube gebracht, deren Licht durch die Blätter schimmerte.

„Geh', mein Kind!" mahnte der Vater.

„Ich werde mit Dir speisen!"

Blandine führte Anna in die Laube zurück.

„Unerträglich!" dachte Franz. „Wenn Sophie mich hinterginge! Nein, sie kann es nicht, sie hat zu viel zu fürchten . . . Meine Indiskretion zerstört ihr Familienglück, und diese hat sie zu fürchten, wenn sie mich reizt. Es muß ihr daran liegen, mich zu entfernen, und zwar in aller Stille zu entfernen. Sie will mir den Sohn senden . . . Ich bin neugierig auf diesen Sohn. Sie hat ihn wohl mit Hülfe Susannens ermittelt . . . Die Hauptsache bleibt doch das Geld . . . Ich muß Alles nehmen, jeden Thaler und käme er von Sophien. Bah, sie erkauft damit eine kostbare Sicherheit, ein Glück, das ich in der Liebe und Ehe nicht gefunden habe. Wer trägt die Schuld an diesem Jammerzustande? Mein Leben war bisher ein verfehltes, alle meine Ueberrechnungen mißlangen . . . weil ich kein Glück hatte. Tausend haben wie ich gehandelt und spekulirt, ihnen ist das Glück hold gewesen . . . Liegt ein Unterschied zwi-

schen dem Grafen Auerstein und mir? Welche Verdienste hat er, um des großen Vermögens würdig zu sein? Wer ist seine Frau? Wer ist endlich er selbst? Und Beide besitzen eine Million! Man gehe auf den Ursprung des Vermögens der reichen Leute zurück, und in seltenen Fällen wird man rechtlich erworbenes finden . . . O, hätte ich Glück gehabt in meinem Leben!"

Ein Reiter kam in raschem Trabe an.

„Ist hier die Holzschenke?" fragte eine Stimme.

„Ja!" antwortete Franz.

Der Reiter sprengte vor das Haus und stieg ab. Franz faßte ihn scharf ins Auge.

„Edmund!" rief er.

„Wer fragt?"

„Wahrlich, Du bist es!"

„Franz!"

„Still, wir müssen mit einander sprechen."

„Ich suche Madame Blandine."

Edmund übergab sein Pferd dem Wirthe.

Franz zitterte am ganzen Körper; er sah den Mann noch einmal, der ihn so schmählich verrathen hatte. Hastig zog er ihn an den Stamm einer Eiche.

„Kommst Du allein?"

„Ganz allein!" antwortete der junge Mann.

„Ich habe Dich während des Tages vergeblich gesucht."

„Und Du hast mich nicht gefunden, weil ich mit dem Ordnen meiner Familien-Angelegenheiten beschäftigt war. O, wie lieb ist es mir, daß ich Dich antreffe!"

Franz zügelte seinen Zorn; er wollte erfahren zu welchem Zwecke der leichtsinnige Edmund die Holzschenke aufgesucht hatte. Madame Blandine hielt er für einen Vorwand.

„Fassen wir uns kurz!" flüsterte er dem jungen Manne zu.

„Du mußt mir helfen Franz, wie Du mir schon oft geholfen hast. Von der Frau, die ich suche, hängt mein ganzes Glück ab. Frau von Stein hat mich verstoßen, sie behauptet, ich sei nicht ihr leiblicher Sohn, sie habe mich von dieser Madame Blandine gekauft, die ihre Aussagen bestätigen könne ... Ist Blandine hier?"

Die Fäden einer neuen Intrugie traten zu Tage.

Nun erklärte sich Franz die Bekanntschaft zwischen Blandine und Frau von Stein.

„Sprich leise, Freund!“

„Ich vernichte das Weib, es darf nicht gegen mich auftreten.“

„Blandine denkt nicht daran.“

„Und doch . . . sie hat hier ein Stelldichein mit dem Manne, der mein Vater sein soll.“

„Wer sagt das?“ fuhr Franz auf.

„Die alte Susanne.“

„Susanne Hecht?“

„Ja. Sie hat der Frau von Stein bereits eine Erklärung verkauft, ... o, über diese furchtbare Spekulation!“

„Und was willst Du von ihr?“

„Eine von ihrer Hand geschriebene Gegenerklärung.“

„Die Frau soll also bekennen, daß sie gelogen hat?“

„Sie muß gelogen haben, sie muß es! Frau von Stein ist schlecht, da sie mich betrügen will.“

„Franz, Franz,“ schrie Edmund plötzlich auf, „bist Du der Mann, mit dem Blandine entfliehen will?“

„Nein!“

Wie kommst Du in die Holzschenke?“

„Eine Ehrensache, ein Duell . . . frage nicht! Ich erwarte hier einen Gegner. Aber ich kenne Madame Blandine . . . Sie ist eine gute Frau, es läßt sich ein Wort mit ihr reden. Vertraue mir, Edmund, ich werde mich Deiner Sache annehmen. O, Du weißt ja, daß ich Dein wahrer Freund bin, daß ich es nur gut mit Dir meinen kann. Dein Glücksstern hat Dich mir entgegengeführt . . . sei offen, mein Bester, und ich arrangire die verwickelte Angelegenheit, die, ich begreife es wohl, Dir große Sorgen bereiten muß.“

Edmund brach fast zusammen, er mußte sich an den Baumstamm lehnen.

„Mir ist der Kopf so wüst,“ murmelte er bebend, „daß ich nicht zusammenhängend denken kann. Ein schreckliches Erreigniß nach dem andern stürmt auf mich ein . . .“

„Biete dem Sturm die Stirn, und Du wirst Sieger bleiben.“

Franz betrachtete den jungen Mann, dessen Umrisse er nur unterscheiden konnte.

„Er hat mich angeklagt," dachte er, „hat mich durch Verrath in die Hand des Advokaten gegeben, der mich vertreibt, ehe ich meine Geschäfte zu Ende gebracht . . . ich muß vorsichtig mit ihm verfahren . . ."

Der Edelmann legte die Hand auf die Achsel des jungen Freundes.

„Narr, richte Dich empor!"

„Franz, kläre mich auf!" bat Edmund.

„Worüber?"

„Du hast Dich bald Hoym, bald Wedekind genannt . . ."

„Ich bin berechtigt, beide Namen zu führen. Den ersten trug ich lieber, da ein leichtsinniger Bruder auf meine Rechnung sündigt . . . ich habe Dir ja schon davon gesagt. Heirathe Deine Pauline, und wir sind Vettern."

„Ach, ich bin bettelarm, wenn ich nicht nachweise, daß Frau von Stein mit dieser Blandine ein nichtswürdiges Spiel treibt. Blandine ist eine schlechte Person, die sich für Geld zu Allem hingibt. Könnte ich ihr Schweigen erkaufen . . . hier ist ein Brief, der sie gefügig machen soll."

„Wer gab Dir diesen Brief?"

„Die alte Susanne Hecht."

„Ah, das geheimnißvolle Weib! Vertraue mir den Brief an."

Edmund überreichte apathisch das Papier, das er aus der Tasche gezogen hatte.

„Bleibe hier . . . Dort ist eine Bank, laß Dich nieder. Ich werde Dein Anwalt sein. Du siehst mich bald wieder."

Franz von Hoym trat zu dem Gasthause und nahm seine Stellung so, daß das Licht aus dem niedern Fenstern das Papier treffen mußte, das er geöffnet hatte. Es war ihm möglich folgende Zeilen zu lesen: „Um Ihre Flucht zu schützen muß ich in der Stadt bleiben; ergreift Sie die Polizei, so ist das Leben Ihrer Tochter bedroht. Geben Sie dem Ueberbringer schriftlich die Versicherung, daß Frau von Stein Sie zu einem Betruge gebungen, denn Pauline ist die Braut Edmund's. Von Ihrem Widerrufe hängt das Glück der jungen Leute ab. Frau von Stein muß abgeschreckt werden, nur dann wird sie mit mir verhandeln. Reisen Sie diese Nacht noch

das Uebrige sende ich Ihnen unter der verabredeten Adresse nach. A. W."

Der Edelmann kannte die Schriftzüge seines Freundes Wedekind.

„Dieser Kroupier," murmelte er, „ist ein unbegreiflicher Mensch; wohin ich komme hat er die Hand im Spiele . . . selbst diese Blandine kennt er . . . Und Pauline soll die Tochter der Dame sein . . . Seltsam, seltsam! Da ist noch eine Nachschrift . . ."

Er las:

„Bewahren Sie Ihr Inkognito, die Herzogin von B[illegible]inville darf noch nicht erscheinen, da der Graf von Auerstein mit dem Staatsanwalte verkehrt."

„Neue Räthsel!" murmelte Franz. „Wir werden ja sehen! O, könnte ich mich sicher in der Stadt bewegen, müßte ich nicht eine Verhaftung fürchten! Madame Blandine scheint mein Loos zu theilen, sie flieht vor der Polizei. Wüßte ich nur, wie es mit Sophien stände!"

Unschlüssig stand er einige Augenblicke vor dem Wirthshause. Der Boden brannte ihm unter den Füßen, er fühlte sich nicht sicher mehr. Eine Verhaftung jetzt noch wäre schrecklich gewesen.

Die Mittel, um jenseits des Meeres sich eine Existenz zu gründen, trug Franz in seinem Taschenbuche, dort befanden sich Blandine und Anna . . . wäre nicht eine rasche Fortsetzung der Reise rathsam gewesen, da die Nähe der Stadt gefährlich erschien? Wedekind meinte es offenbar nicht ehrlich, er handelte in seinem Interesse. Das böse Gewissen des Edelmann's war erwacht, alle Schurkenstreiche, die er begangen, tauchten auf in seiner Seele; er fühlte, daß das Gesetz mehr als einen Grund hatte, gegen ihn zu verfahren. Dazu gesellte sich das Mitleid mit seiner Tochter, die, verlassen von der herzlosen Mutter, eine Beute des Elends werden mußte, wenn die sorgende Vaterhand ihr entzogen wurde.

„Und er, dieser Edmund, trägt die Schuld!“ murmelte er zornig. „Er hat mich des gemeinen Diebstahls angeklagt! Wer hat mir das Dokument genommen, das ich in dem Sekretär der Frau von Stein gefunden? Wedekind, der alle meine Geheimnisse kennt! Soll ich das Feld räumen, damit die treulosen Freunde rüstig ackern können? Nein, ich führe erst noch einen Streich aus! Auch Blandine

meint es nicht aufrichtig mit mir, sie würde sich sonst mit Wedekind nicht verbunden haben."

Er ging in die Laube.

Blandine unterhielt sich mit Anna . . . Die gewandte Frau bereitete das junge Mädchen auf die Reise vor, sprach von glänzenden Aussichten und gab deutlich zu erkennen, daß sie dem lieben Kinde eine gute Mutter sein wolle. Die letzten Worte hörte Franz noch.

„Madame," sagte er unbefangen, „es ist ein Bote aus der Stadt angekommen."

„Für mich?"

„Ja!"

„Wo ist er?"

„Begleiten Sie mich!"

Beide gingen über den Hof.

„Sie haben Ihren Handel mit Frau von Stein nicht zum Ausgange gebracht?"

„Weil ich mich Ihnen anschließen wollte, mein Lieber. Es war mir unmöglich, Sie allein reisen zu lassen. Sie kennen meine Anhänglichkeit . . . Ihnen zu Liebe bringe ich schon Opfer . . . Frau von Stein ist zwar meine Freundin, aber ihre Freund=

schaft ist nicht minder als ihr Geiz . . . Wir sprechen später darüber. Wer sendet den Boten?"

„Ich glaube Adam Wedekind."

„Der alte Narr! Er wähnt, ich könne seine Bewerbungen annehmen . . . Franz, bist Du nicht eifersüchtig?"

Die Dame streifte mit den Lippen die Wange des Galan's.

„O, ich bin eifersüchtig wie Othello, zumal wenn ich die Perfidie der Frauen meiner Bekanntschaft bedenke . . ."

„Adam Wedekind war mir befreundet."

„Er ist ein falscher Freund, traue ihm nicht."

„Hier ist Edmund von Stein. Madame Blandine . . ."

Franz zog sich zurück, nachdem er auf diese Weise gegenseitige Vorstellung bewirkt hatte.

„Edmund von Stein?" fragte Blandine überrascht.

„Derselbe, den Sie elend gemacht haben."

„Verzeihung, ich wüßte doch nicht . . . Ihre Mutter ist meine Freundin . . ."

„Noch können Sie die Bosheit ausgleichen, wenn Sie meine Bitte erfüllen.“

„Ich bin gern gefällig, mein Herr! Treten wir in den Wald, daß wir uns verständigen.“

Der gebahnte Weg führte zwischen den Stämmen der Buchen hin. Während des langsamen Gehen's schilderte Edmund seine Lage; er gerieth nach und nach in Aufregung, daß er sehr laut sprach.

„Armer Mann!“ sagte Blandine theilnehmend. „Trösten Sie sich, Ihre Mutter wird ohne Zweifel nur drohen. Sie haben ihr, wie sie mir sagte, großen Kummer bereitet . . . Bessern Sie sich, und es wird Alles gut werden.“

„Das ist keine Aussicht.“

„Was wollen Sie denn?“

„Ich muß Gewißheit haben.“

„Wie kann ich sie Ihnen geben?“

„Einfach dadurch, daß Sie bekennen, die Hand zu einem Betruge geboten zu haben.“

„Mein bester Herr, ich habe die Wahrheit gesagt; Sie fordern, daß ich betrüge! Wahrheit und Ehrlichkeit gehen mir über Alles. Darum rathe ich Ihnen, sich mit Frau von Stein auszusöhnen, die

Sie lieb hat wie ihr eigenes Kind. Auf diesem Wege werden Sie mehr erreichen . . ."

„Ich habe bereits alle friedlichen Mittel erschöpft. Sie werden Ihre Reise nicht fortsetzen, ohne mir den Dienst zu leisten, der mein Lebensglück begründet."

„Sie sprechen Drohungen aus . . ."

„Noch bitte ich Sie, Madame, ich bitte Sie inständigst! Das Leben hat keinen Werth für mich, wenn ich als ein Bastard in die Welt gestoßen weder. Mir muß das Vermögen werden, das Herr von Stein seinem Sohne hinterlassen hat. Was kümmert Sie die Freundin, die gut situirt ist? Helfen Sie mir, Sie müssen mir helfen!"

„Kehren Sie reumüthig zu Ihrer Mutter zurück!" mahnte Blandine.

„Bin ich ein Bastard?"

„Sie haben allen Grund, die Milde Ihrer Mutter anzurufen," war die ausweichende Antwort.

In diesem Augenblicke betraten Beide die Brücke, die über den Fluß führte. Es war heller geworden, da die Bäume den Horizont nicht mehr verhüllten. Blandine wollte sich zurückziehen.

„Bleiben Sie!" rief Edmund mit bebender Stimme.

„Hier kann ich nicht verhandeln!“

Der junge Mann vertrat ihr den Weg. Indem er kräftig den Arm der Frau erfaßte rief er zischend:

„Sie müssen ein Dokument über meine Herkunft besitzen!“

„Ich besitze kein Stück Papier . . .“

„Dasselbe, das Ihnen Susanne Hecht übergeben hat.“

„Susanne Hecht?“ fragte Blandine bestürzt.

„Wo ist das Dokument?“

„Das Weib hat Sie belogen!“

Edmund hörte das Rauschen des Flusses. Ein gräßlicher Gedanke keimte in ihm auf. Alle seine Kraft zusammenraffend erfaßte er den Shawl der Frau und schleppte sie an das Geländer, das sich kaum drei Fuß von dem Boden erhob.

„Zu Hülfe!“ stöhnte Blandine.

„Man hat Ihnen einen Theil meines Vermögens versprochen, wenn der Schurkenstreich gelingt . . . er wird nicht gelingen . . . Sie werden nicht gegen mich zeugen . . .“

„Zu Hülfe!“ rief kreischend die Bedrohete. „Franz, zu Hilfe!“

Edmund achtete dessen nicht; er drängte und zog die keuchende Frau an das Geländer, das sich unter der schweren Last bog.

„Ich werde Ihnen nützlich sein!“ stöhnte sie.

„Nur Ihr Tod kann mir nützen.“

„Franz, Franz!“

Der Mörder führte den letzten Stoß aus. Blandine verlor das Gleichgewicht, das sie mit Mühe zu erhalten suchte, und stürzte in den Fluß hinab. Ein schwerer Fall deutete an, daß sie die Tiefe erreicht hatte.

„Nun bin ich gerettet!“ stammelte der jugendliche Verbrecher. „Dort unten liegt meine Todfeindin; ich bin dem Winke der alten Susanne gefolgt . . . Frau von Stein mag nun darthun, daß ich nicht der Sohn des Herrn von Stein bin!“

In diesem Augenblicke betrat Franz die Brücke.

„Wer ruft um Hilfe?“ fragte er hastig.

„Ich weiß es nicht.“

„Es war eine Frauenstimme.“

„So schien es auch mir.“

„Wo ist Madame Blandine?“

Franz bemerkte den Shawl, der an einem Holzpfosten zurückgeblieben war. Er ergreift ihn.

„Mensch," flüsterte er bestürzt, „was hast Du gethan?"

„Nichts, das mich kompromittiren könnte!"

„Du hast einen Mord auf Deinem Gewissen!"

„Franz," rief Edmund gereizt, „beschuldige mich nicht . . ."

Der Mörder ist entflohen. Wäre ich eine Minute früher gekommen, ich hätte sie vielleicht noch retten können . . .

Franz neigte sich über das Geländer. Das Wasser rauschte einförmig weiter. Kein Laut verrieth, daß Blandine noch lebte. Der Mond trat hinter den Spitzen der Bäume hervor und sandte ein mildes Licht auf den Fluß. Man unterschied hier und dort Holzflöße, die am Ufer befestigt waren. Gleich darauf blitzte ein Licht empor. Es kam von einem der Flößе, die der Brücke zunächst lagen.

„Aufgepaßt!" rief eine Stimme. „Hier ist etwas herabgefallen."

„Suchen wir," sagte eine zweite Stimme; „es wird wohl wieder ein Schaaf des Schenkwirths sein."

Man hörte, daß sich Stiegen in Bewegung setzten

„Dorthin!" sagte die Stimme eines Flößers.

„Nein, hier!“ antwortete eine zweite. „Es ist ein Mensch . . .“

„Nicht möglich!“

„Eine Frau! die Kleider hangen an meinem Floße! Hilf mir, sie herausziehen.“

„Hast Du sie?“

„Ja! Fasse mit den Händen zu.“

„O, die schwere Last!“

„Ein Finderlohn von zehn Thalern ist uns gewiß.“

„Wir werden redlich theilen!“

„Diesmal sollst Du mich nicht betrügen . . . Zünde die Laterne an, daß wir die Kleider durchsuchen.“

Gleich darauf sah man das Licht der Laterne, die sich auf dem Floße hin und her bewegte.

Franz hatte nicht den Muth, ein Gespräch mit den Leuten anzuknüpfen, obgleich er an das Portefeuille der Dame dachte, das ohne Zweifel Banknoten enthielt. Edmund lag auf dem Geländer und lauschte hinab. Jedes Wort, das auf dem Wasser gesprochen wurde, ließ sich deutlich vernehmen.

„Komm!“ flüsterte Franz.

Er zog den jungen Mann mit sich fort. Beide durchschritten rasch den dunkeln Forst.

„Was hat Blandine über Dich gesagt?“ fragte Franz.

„Ich sei ein Findling.“

„Ah so!“

„Und hier würde ich meinen Vater treffen, hat Susanne gesagt. Ich bringe auch einen Brief von der Frau, die meine Mutter sein soll.“

„Gieb mir den Brief!“

„Nimm ihn! Ich weiß nicht mehr, was ich thue. O, es ist ein Glück, daß ich Dich getroffen habe! Nicht wahr, ich habe recht gehandelt? Der ist ein Tropf, der sich nicht einen bequemen Weg durch's Leben bahnt . . . So hast Du mir gesagt . . . Jeden Feind muß man bei Seite stoßen . . . Deine Grundsätze sind nicht übel. Jetzt soll Frau von Stein auftreten und mich betrügen wollen . . . Die Zeugin fehlt ihr, die Zeugin . . . O, wie schlecht, mich um meine Zukunft zu betrügen! Franz, Dir verdanke ich es, daß ich den Muth gehabt habe, nach der Holzschenke zu reiten . . .“

Edmund brach in ein wildes Lachen aus.

Die beiden Männer traten auf den Platz vor dem Gasthause. Anna kam ihnen entgegen, ängstlich nach dem Vater fragend.

„Gehe in das Haus, mein Kind,“ antwortete der Vater. „Ich habe mit diesem Herrn noch Einiges zu besprechen, dann reisen wir.“

„Wo ist die Dame?“

„Sie ist nach der Stadt zurückgekehrt.“

„Ihre Handtasche ist zurückgeblieben.“

„Nimm sie mit Dir!“

Anna that wie ihr befohlen. Sie holte das kleine Gepäck und ging in die Gaststube, wo sie die Frau und die Tochter des Wirth's antraf, die sie zu unterhalten suchten. Das arme Mädchen mußte sich bebemühen gleichgültig zu erscheinen, obgleich die Angst ihr fast das Herz abdrückte. Sie kannte den Vater, sie wußte, daß er oft unlautere Geschäfte machte.

Franz nnd Edmund befanden sich in der Laube, deren Blätterwand den kleinen Raum von dem Hofe völlig trennte. Auf dem Holztische, dessen Beine in der Erde staken, brannte ein Licht. Daneben standen die Reste eines Abendessen's; tiefe Nachtstille herrschte rings.

„Warte noch!“ sagte Edmund, als Franz den Brieflesen wollte.

Zugleich schlug er ihm das Papier aus der Hand, daß es zu Boden fiel.

„Mensch, was ist Dir?“

Der alte Abenteurer starrte den bleichen jungen Mann an, dessen Glieder wie im Fieber bebten.

„Ich habe einen Mord auf dem Gewissen!“ hauchte er vor sich hin.

„Du sagtest mir doch, Blandine sei verunglückt...“

„Franz, Franz, Deine Grundsätze haben mich elend gemacht! In diesem Augenblicke fühle ich die Schwere des begangenen Verbrechens . . . Diebstahl und Betrug sind nichts . . . aber ein Mord ist gräßlich! Wahre Todesangst foltert mich . . . ich höre den schweren Fall in den Fluß . . . O, die Reue kommt zu spät!“

„Narr,“ flüsterte der Roué, „außer mir weiß Niemand, was Du gethan hast . . . Blandine ist verunglückt, sie kann sich auch selbst das Leben genommen haben . . . der Vermuthung bleibt ein weites Feld . . . Klage Dich nicht an durch Muthlosigkeit...Heirate Deine Pauline und sei glücklich!

Du hast ein leichtsinniges, gefährliches Weib aus der Welt geschafft, das ist Alles! Jetzt laß mich lesen!"

„Warte noch! Wer ist eigentlich diese Blandine?"

Franz zuckte zusammen; jetzt konnte er sich an dem Manne rächen, der ihn angeklagt hatte.

„Blandine, mein Bester, ist die Mutter Paulinen's . . ."

„Gott, im Himmel!"

„Wenn Du es nicht glauben willst, so frage meinen Vetter Wedekind . . . Freund, Du hast Deine Schwiegermutter in das Jenseits befördert."

Edmund erstarrte.

„Nein!" stammelte er.

„Sie kennt Deine Liebe zu dem Mädchen. Hättest Du ihr Alles gesagt, sie würde für Dich gesorgt haben. Es ist ja natürlich, daß eine Mutter sich bestrebt, die Tochter unter die Haube zu bringen."

Der junge Mann stützte beide Hände auf den Tisch.

„Mensch, Du weißt es, und doch hast Du zugeben können, daß ich die Frau als Feindin behandelte? Warum hast Du sie nicht aufgeklärt?"

„Weil ich keine Veranlassung dazu fühlte. Ein Mann, der mich als einen Dieb anklagt, ist mir gleichgültig. Du hast mich angeklagt, hast gegen das Versprechen gehandelt, das Du mir gegeben. Was habe ich denn gethan? Ich bin Dir behülflich gewesen, Dein rechtmäßiges Eigenthum zu erwerben. Geh, Du bist ein Undankbarer und gehörst zu dem großen Trosse, jener Subjekte die, ich verachte. Wir trennen uns jetzt . . .“

„Noch nicht, noch nicht!“ zischte Edmund. „Du bist mein Dämon gewesen. Daß ich elend bin, ist Dein Werk! Die Grundsätze, die Du mir eingeimpft, sind schlecht . . . Oh, hättest Du mir wenigstens den Mord erspart!“

Edmund erfaßte mit beiden Händen seinen Kopf und starrte wie ein Wahnsinniger zu Boden.

„Ich habe ein Menschenleben auf meinem Gewissen!“ fuhr er wie im Selbstgespräche fort. „Man hat mich zu dem Verbrechen verleitet . . . ach, wie brennt es auf meiner Seele! Kann ich Paulinen mit freier Stirn unter die Augen treten? Kann ich mich ihrer Liebe freuen? Ich habe ihr ja die Mutter . . .“

Er konnte das Wort nicht aussprechen, das ihm auf den Lippen schwebte; der Leichtsinnige war noch nicht schlecht genug, um das schwerste aller Verbrechen hinwegzuphilosophiren. Eine Wuth, von der Verzweiflung erzeugt, packte ihn. Wie ein wildes Thier sprang er auf Franz und schleuderte ihn zu Boden. Der Kampf, der nun entstand, verursachte fast kein Geräusch, da die Erde locker war und die Kämpfenden nicht sprachen. Der gräßliche Knäul wälzte sich dem der Laube zunächst gelegenen Beete zu, das mit Gemüse bepflanzt war. Franz fühlte, daß sein Gegner wüthend biß und ihn auf jede erdenkliche Art zu verletzen suchte; er fühlte auch den Schaum, der dem Munde des Wüthenden entquoll. Durch einen starken Stoß schleuderte er ihn auf die feuchte Erde, dann zog er sich in die Laube zurück. Edmund sprang ihm nach.

„Feiger, nun fliehest Du?“ stöhnte er.

Und zugleich ergriff er ein's der Messer, die noch auf dem Tische lagen. Die Waffe wie einen Dolch haltend stürzte er auf den Feind. Franz sprang zur Seite in das Gerinne der Kegelbahn.

„Wahnsinniger!“

„Du hast mich elend gemacht!“

„Willst Du einen zweiten Mord auf Dein Gewissen laden?“

„Ich verlasse diese Erde und Du gehst mit mir! Hinweg mit dem Leben, hinweg!“

Edmund zückte das Messer. Man sah es wohl, daß er seines Verstandes nicht mehr mächtig war.

Franz sah sich nach einer Waffe um . . . hätte er den Tisch ereichen können, so würde er ein Messer ergriffen haben; der schreckliche Gegner trennte ihn jedoch von dem Ziele. Nun rüttelte er an den Pfählen der Bahn; sie standen fest und unerschütterlich. Edmund drang vor und streifte den Arm seines Feindes.

„So weit gehst Du?“ stöhnte Franz, der sich nun nicht mehr retten konnte. „Treibe mich nicht zum äußersten.“

„Wir fahren Beide in die Grube!“

„Hüte Dich!“

„Teufel! Teufel!“

Der junge Mann stieß seinem Gegner das Messer in die Brust. Franz sank noch nicht ganz zu Boden; er fiel mit den Händen auf den Holzkasten,

in welchem die schweren zur Kegelbahn gehörigen Kugeln sich befanden. Folterte ihn auch der Schmerz, er hob eine der schweren Kugeln mit beiden Händen empor und schleuderte sie auf das Haupt des andringenden Edmund, der wie rasend einen zweiten Angriff versuchte. Der junge Mann brach lautlos zusammen. Er lag, eine regungslose Masse, auf den Brettern der Kegelbahn.

„Du hast mich gezwungen!“ murmelte Franz, der sein Entsetzen bekämpfen wollte. „Ich bin es meiner Tochter schuldig, daß ich mich dem Leben erhalte. O, ich habe die Pflicht der Selbsterhaltung erfüllt, habe Nothwehr geübt! Der Rasende hat mich gereizt . . . Nun aber gilt es, meine Flucht zu sichern.“

Er betastete Edmund, der regunslos verblieb, mit den Händen.

„Vielleicht ist er todt . . . Gleichviel ich darf nicht zögern.“

Franz war ein zu verhärteter Bösewicht, hatte der Händel, die einen blutigen Ausgang genommen, schon zu viel gehabt, als daß er völlig seine Fassung verlieren konnte. Es handelte sich um seine

Sicherheit, um sein Leben. Rasch erfaßte er den Regungslosen und trug ihn tiefer in den Garten. Sein Fuß betrat bald eine Wiese auf der Heuhaufen lagen. Das gemähte Gras duftete frisch und kräftig.

„Hier, hier!“ dachte der Mörder. „Lebt der Elende noch, so wird er sich erheben und den Rückweg nach der Stadt antreten; andernfalls wird man ihn erst dann entdecken, wenn ich die Grenze hinter mir habe.“

Er warf den jungen Mann auf einen Heuhaufen. Dann betrachtete er die Hände und den Kopf des Erschlagenen.

„Der Kopf ist rein!“ murmelte er. „An den Händen klebt mein Blut!“

Er fühlte den brennenden Schmerz an seinem Arme.

„Oh,“ flüsterte er zischend, „vielleicht hat man ihn gedungen, mich aus der Welt zu schaffen, ich bin ja einigen Leuten zur Last. Der Angriff auf mich ist durch Nichts gerechtfertigt . . . Edmund, der von meinen Grundsätzen erfüllt ist, zählt einen Mord zu den Kleinigkeiten . . . Auch ich zähle ihn dazu! Der Kluge benutzt alle Umstände . . . Was küm=

mert mich dieser Mensch, der früher oder später doch seinem Schicksale verfällt? Vielleicht erlange ich Aufschluß!"

Franz durchsuchte die Taschen des Leblosen; er entwickelte dabei eine Gewandtheit, die auf Geschäftsroutine schließen ließ. Uhr und Börse ließ er seinem Opfer; er nahm nur das Portefeuille und einen Brief, welche Gegenstände er in der Seitentasche des Rockes vorfand. Dann bedeckte er sein Opfer mit Gras.

„Es ist geschehen!" murmelte er. „Morgen wird man den Gast todt oder lebendig finden."

Franz eilte nach dem Hof zurück.

„Weiter fahren!" rief er in den Stall, wo der Kutscher sich befand.

„Gleich, Herr!" war die Antwort.

Der Wirth hatte von den Vorgängen in seinem Garten keine Ahnung; er saß in der Schenkstube bei der Flasche und unterhielt sich mit Anna, die angstvoll die Rückkehr des Vaters erwartete. Franz trat ein, bezahlte die Zeche und führte Anna zu dem Wagen, der bereits wartete.

„Glückliche Reise!" rief der Wirth ihnen nach.

Der Wagen verschwand in dem Gehölze und rollte bald über die Holzbrücke, unter der die Flößer ihr trauriges Geschäft beendeten. Franz wand ein Tuch um den leicht verwundeten Arm und legte sich erschöpft in die Ecke des Wagens zurück. Anna, die sich um so leichter fühlte, je rascher die Reise fortgesetzt ward, versank bald in einen festen Schlaf. Das arme Kind, das sich keines Fehls bewußt, war zu ermüdet von körperlichen und geistigen Anstrengungen. Gegen Morgen hielt der Wagen.

„Hier ist die Poststation!" rief der Kutscher.

Franz bestellte eine Extrapost, die ihn schon nach einer halben Stunde weiter beförderte. Die Officianten setzten kein Mißtrauen in den elegant gekleideten Reisenden, der sich in Begleitung einer schönen jungen Dame befand, die ihn Vater nannte. Man behandelte ihn artig, zumal da er gute Trinkgelder zahlte. Der Mammon verfehlt nie seine Wirkung.

Bei dem Grauen des Tages erschienen die Flößer vor der Holzschenke; sie trugen auf einer von Zweigen gefertigten Bahre die Leiche Blandinens. Die vom Wetter gebräunten Gesichter der Leute strahlten vor Freude, denn es stand ihnen eine Belohnung

in Aussicht. Die Regierung zahlte dem Finder eines im Flusse verunglückten Menschen zehn Thaler. Hätten sie gewußt, daß sie die Leiche einer französischen Herzogin trugen! Die Dame, die in Paris eine große Rolle gespielt, hatte in einem deutschen Flusse ihr Ende gefunden. Die Flößer erzählten dem Wirthe, wie sie zu dem Funde gekommen und ließen sich ein gutes Frühstück bringen. Die Bahre, mit einem Stücke grober Leinewand bedeckt, stand vor dem Hause. Daneben saßen die zechenden Flößer, dem staunenden Wirthe die Einzelnheiten des Vorfalls erzählend.

„Laßt mich die Dame sehen!" sagte der Schenkwirth.

„Ihr kennt sie nicht, sie ist eine vornehme Städterin."

„O, sie trägt Kleider von Seide!"

Der eine der Arbeiter nahm die Decke ab.

„Wetter," murmelte der Wirth, „das ist ja die dicke Frau, die gestern Abend mit den beiden Herren hier ankam.

„Gestern Abend?"

„Sie ist es ganz gewiß. Der eine Herr ist ab-

gefahren; der andere aber, der zu Pferde gekommen . . . ich habe ihn nicht wiedergesehen."

„Was kümmert's uns?" rief der Flößer. „Wir tragen unsere Leiche nach dem Amte und holen uns das Geld. Auf dem Rückwege bezahlen wir."

Sie brachen auf. Fünf Minuten später stand der Wirth in der Stallthür; erstaunt sah er das fremde Pferd, das ruhig an der Krippe stand. Der Knecht, den er fragte, wußte Nichts von dem Reiter. Als die Sonne höher gestiegen war und der Knecht das Heu zu wenden begann, fand man die Leiche Edmunds. Noch wußte er nicht was er beginnen sollte, als Petzold, der Polizei-Agent, ankam. Der Advokat Doktor Georgi hatte ihn abgeschickt, um das Terrain zu rekognosciren. Der Wirth erzählte, was er wußte und zeigte dem Mann, der dann und wann fragte, die Leiche. Petzold erkannte auf den ersten Blick Edmund von Stein.

„Was beginne ich denn?" fragte der Wirth.

„Sie laden den Todten auf einen Wagen und bringen ihn zur Stadt. Dort geben Sie zu Protokoll, was Sie wissen. Das Uebrige findet sich.

Der Agent besah die Oertlichkeit und machte No-

tizen in sein Taschenbuch. Während dieser Zeit rüstete sich der Wirth. Gegen Mittag erreichte Petzold, der das gemiethete Pferd des Todten ritt, den Hof des Polizeiamtes; er machte Anzeige und der Wirth ward vernommen. Somit war die Sache eingeleitet.

Der Doktor Georgi saß bei Tische, als der Agent bei ihm eintrat.

„Berichten Sie, Petzold!"

Und Petzold berichtete.

„Teufel," rief der Jurist, „auch Madame Blandine ist todt?"

Nach der Beschreibung kann nur sie es gewesen sein, die man im Flusse gefunden hat. Das Landgericht, wohin die Flößer die Leiche gebracht, wird nicht viel ermitteln."

„Schaffen Sie Gewißheit, Petzold."

„Sie werden diese Gewißheit heute Abend noch erhalten."

„Hat man den jungen Stein ermordet?"

„Ein sichtbares Zeichen habe ich nicht endeckt..."

„Gleichviel, er ist todt und damit gut. Wie steht es mit Franz von Hohm?"

„Er ist glücklich entkommen."

„Hier sind die versprochenen Goldstücke.“

„Danke, Herr Doktor!“

„Morgen empfehle ich Sie dem Polizeidirektor, einem Freunde, zur Beförderung. Verschwiegenheit fordere ich nicht mehr von Ihnen . . .“

„Das wäre überflüssig, Herr Doktor; ich weiß nicht mehr, als der Untersuchungsrichter herausbringt, der die Flößer und den Wirth befragt. Adieu, Herr Doktor!“

Und der Doktor rieb sich vergnügt die Hände.

„Franz von Hoym ist in die Flucht geschlagen,“ murmelte er; „der brave Mann wird sich in Europa nicht wieder sehen lassen. Somit wäre ich eines Individuums ledig, das mir hätte gefährlich werden können. Er wußte doch mehr, als ich für möglich gehalten. Und Edmund von Stein . . . Der leichtsinnige Patron ist zur rechten Zeit gestorben. Ich tödte zwei Fliegen mit einem Schlage . . . Die geschiedene Frau von Hoym kann ihren Major heirathen.“

Am folgenden Morgen empfing Frau von Stein ihren Rechtsanwalt.

„Wie stehen meine Angelegenheiten?“ fragte sie erregt.

Der Jurist verneigte sich tief, indem er lächelnd antwortete:

„Gut, meine Gnädige, sehr gut. Edmund von Stein ist todt . . .“

„Mein Herr!“

„Und die Mutter beerbt nach unseren Gesetzen den Sohn. Das Schicksal macht wieder gut, was Herr von Stein Uebeles an Ihnen gethan. Die Seitenverwandten können Ihnen das Vermögen nicht streitig machen, da der Erblasser bereits großjährig geworden. Ich gratulicre, gnädige Frau, und empfeh- mich Ihrem fortgesetzten Wohlwollen.“

Georgi erzählte, was er von dem Agenten erfahren hatte.

„Ich habe Ihren Sohn nicht außer Acht gelassen,“ schloß er, „der junge Mann war verderbt bis in den tiefsten Grund des Herzens . . . Demnach halte ich es für ein Glück, daß er gestorben ist. Die Todesart ist bis jetzt nicht ermittelt, da man an dem Kadaver eine Verletzung nicht wahrgenommen. Gleichviel . . . Ihr Feind ist todt und das Vermögen ist

gerettet. Ich selbst habe die Leiche rekognoscirt, hier ist der Todtenschein."

Frau von Stein fühlte doch eine Regung von Mitleiden.

„Sorgen Sie für ein ehrenvolles Begräbniß," sagte sie mit schwankender Stimme. „Ist es möglich, so schreiben Sie den Tod meines Sohnes einem Unglücksfalle zu . . ."

„Werde nicht verfehlen."

„Aber diese Blandine . . ."

„Auch Madame Blandine ist todt; man hat sie in dem Flusse gefunden. Außer mir kennt Niemand Ihr Geheimniß, gnädige Frau . . ."

„Bewahren Sie es, ich werde dankbar sein."

Der Doktor empfing einige Banknoten von hohem Werthe und entfernte sich. Ein Fiaker brachte ihn zu Frau von Hoym, der er Bericht erstattete.

„Gott sei Dank!" rief aufathmend die Dame.

„In spätestens acht Tagen wird die Scheidung ausgesprochen sein."

„Noch einmal: Gott sei Dank!"

„Neue Anfechtungen haben Sie nicht mehr zu fürchten, da Franz von Hoym als Verbrecher flüchtig ge-

worden ist. Ich glaube mich nicht zu täuschen, wenn ich annehme, daß der entsetzliche Mensch den jungen Edmund von Stein ermordet hat."

Die Dame schrak sichtlich zusammen.

„Ich will nichts mehr hören von der entsetzlichen Geschichte! Bringen Sie mir die Scheidungs-Akte und ich zahle Ihnen das bedungene Honorar."

„Empfangen Sie meinen Glückwunsch, gnädige Frau! Wäre es meiner List nicht gelungen den gefährlichen Mann einzuschüchtern, Sie würden nicht so leichten Kaufs davon gekommen sein. Jetzt sind Sie frei, verschenken Sie Ihr Herz an einen würdigen Mann und das Glück wird wieder bei Ihnen einkehren."

„Es ist hohe Zeit!" seufzte schmerzlich lächelnd die Dame. „Das Leben verfließt rasch, man wird älter . . ."

„Und doch scheint die Zeit spurlos an Ihnen vorüber gegangen zu sein!"

Der Doktor küßte seiner Klientin die Hand und ging.

Eine Viertelstunde später empfing Frau von Hoym den Major, der seine Entlassung aus dem Heere genommen hatte, weil er die Witwe ihres

Vermögens wegen liebte. Die Witwe schwärmte für den schönen Mann, sie übergab ihm mit ihrer Hand auch die Verwaltung des Vermögens. Der Major wollte reich werden wie sein Bruder, wollte standesgemäß leben, ohne Unterstützung von den Verwandten zu empfangen. Die Aristokratie verzieh ihm den Schritt, als er ihr sein Haus zu glänzenden Gesellschaften öffnete und kostspielige Soupers gab. Das Geld zieht einen schimmernden Schleier über die unsaubersten Verhältnisse.

Sophie Baum, die arme viel geprüfte Frau, sollte endlich Ruhe gewinnen. Susanne Hecht, deren Speculation das Unheil angerichtet, brachte ihr diese Ruhe. Es war gegen Abend als Sophie das Dachstübchen der Alten betrat. Kaum hatte sie sich niedergelassen als auch der Alte erschien. Wedekind verneigte sich vornehm, herablassend. Man hätte ihn wahrlich nicht für den Gatten der alten Bettlerin gehalten, die lächelnd auf ihrem Koffer saß und mit Genugthuung den Besuch betrachtete.

„Sprich, Adam!" begann sie . . . „Adam ist nämlich mein wiedergefundener Mann."

Sophie grüßte erröthend; sie schämte sich der Lage, in die sie durch Treulosigkeit und Spekulationsgelüste gerathen war.

„Beruhigen Sie sich, Madame," sagte Wedekind gutherzig, „Sie werden mit dem, was ich zu berichten habe, zufrieden sein. Ich übernehme es gern, die Folgen eines Streichs auszugleichen, den meine liebe Gattin aus Leichtsinn verübt hat. Franz von Hoym, der Verbrecher, ist für immer verschwunden; man hat ihm die Flucht über das Meer erleichtert, da eine Untersuchung gegen ihn Dinge an das Licht bringen mußte, die der Vergessenheit zu übergeben nothwendig sind. Der Elende wird ferner Ihre Ruhe nicht stören. Ich kenne die Nichtswürdigkeiten, die er gegen Sie unternommen hat . . . Die Noth mag ihn wohl dazu gezwungen haben, denn er hat in den traurigsten Verhältnissen gelebt. Uebrigens wünschen Sie sich Glück, daß Sie nicht die Gattin des Edelmanns geworden sind, denn Sie würden ein beklagenswerthes Leben an seiner Seite geführt haben wenn er sich nicht bei Zeiten von Ihnen entfernt hätte. Der Leichtsinn meiner Frau hat in dieser Beziehung doch gute Folgen gehabt : . . Sie sind die Frau

eines braven Mannes geworden. In Ihrem Sohne floß das Blut des Vaters . . . richten wir über den Todten nicht . . ."

„Wie," fuhr Sophie auf, „ist Franz todt?"

„Man hat seine Leiche in dem Garten der Holzschenke aufgefunden."

„Mein Gott!"

„Daß Edmund von Stein Ihr Sohn Franz ist, kann meine Frau bezeugen."

„O gewiß, gewiß!" rief die Alte. „Er trägt alle Merkmale, die ich nicht vergessen habe."

Wedekind unterbrach die geschwätzige Alte:

„Ueber die Vorgänge auf der Holzschenke kann ich Ihnen leider nähere Auskunft nicht ertheilen; nur soviel kann ich mit Gewißheit sagen, daß Franz von Hoym entflohen, sein Sohn todt aufgefunden und Madame Blandine als Leiche aus dem Flusse gezogen worden ist."

Susanne hatte den Kopf hoch emporgerichtet. Ihre kleinen Augen, die tief in den Höhlen lagen glüheten.

„Mann," rief sie, „sprichst Du die Wahrheit?"

„Die volle Wahrheit!" versicherte ernst der Kroupier.

„Mann,“ rief sie erregt, „Du hast oft schlecht an mir gehandelt, hast mich getäuscht . . . diese Nachricht söhnt Dich mit mir aus! Blandine, o diese Blandine . . . Der Tod durch den Strang wäre nicht zu schlecht für sie gewesen. Ich begnüge mich auch damit, daß sie im Wasser umgekommen ist. O, die schlechte, tückische Person! Nun ist es gut, recht gut! Das habe ich gewollt, das war mein Plan! Franz hat sich an seiner Feindin gerächt, ich weiß es wohl. Er war immer ein wilder, schlechter Knabe! Ach, wie viel Aerger hat er mir bereitet! Es konnte nichts Gutes aus ihm werden.“

„Still, Frau!“ befahl Wedekind.

„Ich schweige schon. Mein sehnlichster Wunsch ist nun erfüllt . . . Blandine hat ihre Strafe empfangen.“‘

Die Alte lächelt schadenfroh vor sich hin.

„Sie haben Glück gehabt,“ flüsterte Adam der bewegten Sophie zu; „Ihre Feinde haben sich unter einander selbst aufgerieben . . . Vergessen Sie, was geschehen, und leben Sie Ihrer Familie. Der Seelenfrieden des braven Ernst Baum soll nicht ge-

stört werden. Und Du, Alte, wirst von diesem Augenblicke an vernünftig sein . . ."

„Bin ich den unvernünftig gewesen?" fuhr Susanne auf.

„Darüber werden wir unter vier Augen sprechen."

Sophie erhob sich.

„Ich darf also frei aufathmen?" fragte sie.

„Ja, Madame!"

„O, könnte ich Ihnen danken!"

„Verzeihen Sie meiner Frau . . . Sorgen Sie für Ihren Gemal. Es giebt wohl wenig Familien, in denen nicht irgend ein Geheimniß obwaltet . . ."

„Wie aber kommt es, daß Sie sich für mich so warm interessiren?"

„Weil Ernst Baum mein Verwandter ist."

So endete die Zusammenkunft zwischen diesen drei Personen. Sophie betrat ruhig ihre Wohnung. Wie anders erschien ihr nun Alles! Der freundliche Gruß der Töchter that ihrem Herzen wieder wohl, und als Ernst sie küßte konnte sie ihn mit fester Stimme fragen:

„Bist Du ganz glücklich, mein Freund?"

„Ich würde mich schon deshalb als einen vom Glücke hoch begünstigten Menschen preisen, daß ich in Dein liebes, treues Auge blicken kann! Ach, Sophie, die Leiden, die ich ertragen, sind Nichts gegen mein Glück ... Ich segne Dich tausendmal, die Du es mir bereitet.“

In der Abendämmerung berichtete Sophie ihrem Vater die Mittheilungen, die sie von Wedekind empfangen hatte.

„Das hat Gott gethan!“ rief der Greis.

„Ach, es giebt doch eine Vergeltung!“

„Nur der verstockte Sünder kann sie ableugnen.“

„Vater, habe ich an meinem Mann gefrevelt?“ fragte weinend die arme Frau.

„Nein, o nein!“

„Ich habe ihm einen Fehltritt verschwiegen ...“

„Verschweige ihn auch ferner; es ist zu seinem Glücke nöthig. Ernst ist nicht der Mann, der Menschen und Dinge richtig zu beurtheilen versteht, denn er hat lange als Blinder in einer selbstgeschaffenen Welt gelebt ... O, mein Kind, auch ich habe Dir gezürnt; jetzt begreife ich, daß ich unrecht gehandelt! Wir Menschen haben alle unsere schwachen Stunden. Ich

hätte Deine Schwester nicht fortgeben sollen . . . Und doch bereue ich es nicht, denn sie ist heute eine Gräfin, geliebt von ihrem Manne, von ihrer Tochter. Die Lebenswege eines Menschen nehmen oft wunderbare Richtungen! Franz von Hoym und sein Sohn sind untergegangen . . ."

„Still, Vater, still! Ich kann ihrer nur mit Wehmuth gedenken."

„Und ich verzeihe ihnen."

Sophie warf sich an die Brust des Vaters.

„Wieviel hast Du gelitten, mein treues Kind! Der Abend Deines Lebens wird ein ruhiger sein . . ."

„Das gebe Gott! Meine Kraft ist erschöpft, ich kann nicht mehr kämpfen."

„Ruhe nun aus, ruhe nun aus!"

Und somit war der Friede in dem Hause Baums hergestellt. Die drei Grazien merkten es bald, daß die Mutter heiterer geworden, daß eine ganz andere Stimmung sich ihres Wesens bemächtigt hatte; aber nur Rosa kannte den Grund dieser heilsamen Umwandlung, denn sie war bei Susannen gewesen und hatte von der Alten Alles erfahren. Der Tod Edmund's, den sie als einen leichtsinnigen Mann hatte

schildern gehört, verursachte ihr keinen Schmerz, sie betrachtete ihn weder als Bruder noch als Freund.

„Es ist ein Glück," dachte sie, „daß es so gekommen ist. Wie schrecklich wäre es gewesen, wenn ich den Mann geliebt hätte, der meine Mutter auch die seinige nennt. Das hat Gott gefügt, ich sollte gleichgültig gegen den Bewerber sein, sollte mein Herz einem Andern schenken. Und wahrlich, Emil besitzt es, er ist der Mann, dem ich für die Zeit des Lebens angehören, den ich aus voller Seele lieben kann."

Denselben Tag noch entdeckte sie sich der Mutter. Sophie kannte den Nachbar, der gegenüber ein schönes Geschäft eröffnet hatte.

„Liebst Du ihn wirklich?" fragte sie überrascht.

„Ich habe mein Herz geprüft, Mutter; Emil allein kann mich glücklich machen . . . er sieht nicht auf Vermögen, er will nur mich besitzen . . . auch hat sein Onkel schon eingewilligt . . ."

„Wer ist denn sein Onkel?"

„Der reiche Doktor Georgi; der ihm auch die Mittel zur Begründung des Geschäfts gegeben hat."

„Meine Einwilligung und meinen Segen gebe

ich Dir gern, Rosa; mit dem Vater werde ich sprechen . . . mag sich Emil uns vorstellen. Ach," fügte sie seufzend hinzu, „nicht Jeder ist glücklich in der ersten Liebe . . ."

„Mutter, liebe Mutter! Emil ist meine erste Liebe!"

„So sei glücklich, recht glücklich!"

Baum, der durch seine Gattin vorbereitet war, empfing den jungen Kaufmann mit Freude und Stolz. Emil war ein schöner junger Mann, gewandt, fein gebildet und offen und ehrlich in seinem ganzen Wesen. Er schilderte sein Verhältniß zu dem Onkel, der ihn lange ohne Unterstützung gelassen, und meinte schmerzlich lächelnd, daß er eine herbe Schule durchgemacht habe. Er würde, schloß er, es nicht gewagt haben, sich um Rosa's Hand zu bewerben, wenn sein junges Geschäft nicht gegründete Hoffnung gäbe der künftigen Gattin eine anständige, sorgenfreie Existenz zu bieten. Sein Betriebskapital sei so bedeutend, daß er einer weitern Beihilfe nicht bedürfe.

„Sie sprechen als praktischer Mann," antwortete Baum; „wenn Sie außerdem meine Tochter lieb haben, wie ich voraussetzen darf, so kann Ihre Zu-

kunft nur eine glückliche werden. Aber Ihr Onkel, der stolze reiche Mann ...“

„Hat mir bereits seine Einwilligung ertheilt. Sie werden ihn in meinem Etablissement sprechen, wenn Sie eine Einladung von mir annehmen wollen.“

Der Großvater ertheilte den jungen Leuten feierlich den Segen. Einige Tage später verkündeten die Zeitungen die Verlobung des liebenden Paares. Emil hatte nun freien Zutritt in das Haus seiner künftigen Schwiegereltern, er konnte nach Gefallen mit der Verlobten kosen und sich öffentlich an ihrer Seite zeigen. Man beneidete ihn um die Schönheit, die er sein eigen nennen sollte. Die Erhebungen über den Tod Edmunds und Blandinen's führten zu keiner Aufklärung. Der Wirth der Holzschenke hatte von den Vorgängen in der Laube Nichts gewahrt und die Flößer konnten nur aussagen, daß der Körper der Frau in den Fluß gefallen sei. Von Franz von Hoym, auf den weiter kein Verdacht fiel, war keine Spur zu entdecken. Der Doctor Georgi und der Polizeiagent hüteten sich, irgend einen Verdacht auszusprechen, denn das spurlose Verschwinden des Edelmanns lag in ihrem Plane. Daß er je zurückkehre fürchteten sie

nicht. Es lagen zuviel der Verbrechen vor, die ihn zwangen eine neue Heimath zu suchen. Die geschiedene Frau von Hoym proklamirte ihre Verlobung mit dem Major, der fest an ihr hing, weil er schon einen Theil ihres Vermögens zur Bezahlung seiner Schulden verwendet hatte. Er wollte unabhängig leben und sich den Verfolgungen seiner Gläubiger entziehen. Der Major selbst schloß im wahren Sinne des Worts eine Verstandesheirat, während Frau von Hoym theils aus Liebe, theils aus Spekulation ihm die Hand reichte. Wir wissen, daß diese Dame sich nicht des besten Rufes erfreute, daß sie durch die Verbindung mit dem Major sich eine neue Stellung in der aristokratischen Gesellschaft gründen wollte. Es wird ihr dies ohne Zweifel gelungen sein, da Glanz und Reichthum Manches verdecken, was in der Welt in der Regel vorzukommen pflegt. Der Graf Julius von Auerstein kümmerte sich nicht mehr um seinen Bruder, der gleich nach der Hochzeit eine Reise angetreten hatte; es war ihm unmöglich die ehemalige Frau von Hoym, die sich auf unehrenhafte Weise ein großes Vermögen erworben, Schwägerin zu nennen. Antoinette, seine Gemalin, stimmte ihm bei,

sie hatte von jeher die Annäherung jener Frau gemieden. In der Familie des Grafen wäre nun die Ruhe wieder hergestellt gewesen, wenn es dem Staatsanwalte gelungen wäre, die unheimliche Vergiftungsgeschichte aufzuklären. Der Verdacht haftete zum großen Theil auf Madame Blandinen, die kurz vor ihrem Tode ein neues Intriguengewebe zu spinnen versucht hatte. Wir erinnern daran, daß sie Antoinetten für ihr Kind ausgegeben und eine ziemlich glaubhafte Geschichte erzählt hatte, wie sie aus Freundschaft für die Vicomtesse von Menoir sich ihres zarten Kindes entäußert habe. Diese Geschichte widersprach aber den Behauptungen des alten Pfarrers, der mehr Glauben zu verdienen schien, als die abenteuernde Herzogin.

„Was sollen wir nun annehmen?“ fragte eines Abends die Gräfin, nachdem sie mit dem Gemale über dieses Thema gesprochen hatte.

„Wir nehmen Nichts an!“ rief der Graf. „Das Schicksal hat uns zusammengeführt, hat uns schwere Prüfungen auferlegt, aus denen wir siegreich hervor gegangen . . . Ob in Deinen Adern bürgerliches oder aristokratisches Blut fließt, ich liebe Dich wie

Du bist und die Welt wird wahrlich Nichts dagegen einwenden, wenn ich Dich als das Muster einer Gräfin aufstelle. Mag Deine Abkunft für ewige Zeiten ein Geheimniß bleiben, ich sehne mich nicht danach, Deinen Stammbaum festzustellen. Denken wir an die Zukunft, an das Glück unseres Kindes."

„Das Glück Aloise's geht mir über Alles!"

Die Gräfin schwieg, als ob sie einen traurigen Gedanken unterdrücken wollte.

„Alfred von Lilienstein ist ein braver Mann!" fügte rasch der Graf hinzu.

„Du sprichst meine Ueberzeugung aus, Julius."

„Und unsere Aloise liebt ihn."

„Wie ich Dich einst liebte als wir noch jung waren. Ach, die schöne, die herrliche Zeit! Man hat uns später das Glück der Liebe zu verkümmern gesucht . . ."

„Es ist Gott sei Dank nicht gelungen!"

„Julius, ich möchte unser Kind vor ähnlichen Anfechtungen bewahren."

„Kannst Du, Antoinette, diese Befürchtung immer noch nicht aufgeben?"

„Nein!" antwortete wehmüthig die Mutter. „Die

arme Freifrau kann das Opfer eines Betrugs gewesen sein. Sie selbst denkt zwar nicht daran, da sie ihre ehemalige Kammerfrau für aufrichtig hält . . . aber nachdem, was wir über das Weib erfahren haben, liegt Grund zu ernsten Befürchtungen vor. Nun kennst Du meinen Kummer, Julius."

Der Graf hatte erstaunt zugehört.

„Antoinette," fragte er, „wie hast Du erfahren..."

„Die Freifrau selbst hat mir die Geschichte ihrer Trennung von dem leichtsinnigen Gemale erzählt; von ihr weiß ich, wie der Sohn zu ihr zurückgekommen ist. Halte meine Besorgnisse für übertriebene Furcht . . . Julius, ich kann mich ihrer nicht erwehren. Rang und Reichthum gelten mir Nichts, Du kennst in dieser Beziehung meine Grundsätze! aber das verunglückte Attentat auf unsere Tochter, die Zigeunerin, die jene geheimnißvollen Worte gesagt . . . das Verhältniß Alfreds ist demnach einer Person bekannt, die früher oder später Vortheil daraus ziehen wird. Sei auf der Hut, lieber Mann."

Antoinette küßte den Gemal und verließ das Zimmer, um zu der Tochter zu gehen.

„Sie weiß noch nicht Alles!" murmelte der Graf

vor sich hin. „Dieser Wedekind ist der Mann jener Susanne, die in Ausbeutung der Familienverhältnisse sich ausgezeichnet hat. Es wäre entsetzlich, wenn sich herausstellte, daß Alfred der Sohn Sophien's und jenes Franz wäre . . . Mein Gott, wann endlich werden diese Mystificationen aufhören! Ich muß gewaltsam den Schluß herbeiführen."

Er ließ den Polizei-Agenten kommen.

„Ich stehe Ihnen zu Befehl, Herr Graf!" sagte Petzold, der sich tief verneigte.

„Sie haben mir Ihre Dienste angetragen."

„Erlauben Sie mir, daß ich meinen Antrag wiederhole."

„Ich nehme ihn an. Wie weit sind Sie gekommen in der Ermittlung der Zigeunerin?"

Petzold lächelte.

„Die Angelegenheit steht noch auf dem alten Flecke."

„Hatten Sie nicht einen gewissen Wedekind im Verdacht?"

„Allerdings, gnädiger Herr."

„Nun?" fragte forschend der Graf.

„Der Verdacht hat sich als ungegründet herausgestellt.“

„Wie aber steht es mit Susanne Hecht?“

„Die arme Alte hat nie ihr Haus betreten, Herr Graf.“

„Wohl möglich!“

„Auch hat sie keine Beziehungen zu irgend einer Person, in der sich die Zigeunerin vermuthen ließe.“

„Können Sie es ermöglichen, daß ich die Alte spreche?“

„O, gewiß gnädiger Herr!“

„Daß ich Sie heimlich spreche . . .“

„Auch das.“

„So führen Sie mich diesen Abend zu ihr.“

„Bestimmen Sie die Zeit.“

„Neun Uhr.“

„Sie finden mich um neun Uhr an der Treppe Ihres Hotels, wenn Sie nicht einen anderen Ort der Zusammenkunft befehlen. . .“

„Ich werde mit dem Schlage neun Uhr aus dem Hause treten.“

„Und dafür, daß Sie die Alte allein sprechen, werde ich sorgen.“



„Auf einen guten Lohn dürfen Sie zählen.“

Der Agent hatte sich entfernt.

„Mir ist, als ob ich dem Kerl nicht so recht trauen sollte,“ dachte der Graf. „Doch gleichviel, ich brauche ihm Eröffnungen weiter nicht zu machen; er führt mich und steht Schildwache so lange ich mit der Alten verhandle... Spricht er morgen darüber, so schadet es nicht.

Der Tag verfloß.

Am Abende sagte der Graf zu seiner Gattin:

„Ich werde die ehemalige Kammerfrau der Freifrau aufsuchen . . .“

„Ist sie in der Stadt?“

„So sagt man mir.“

„Gehe mit Gott, mein Freund!“

„Nun sei ruhig, ich werde Dir sicher gute Nachrichten bringen. Geschähe es nicht Deinetwegen, ich würde keinen Schritt in der Angelegenheit thun. Beunruhige Dich nicht, wenn ich ein Stündchen länger bleiben sollte, denn ich habe mir vorgenommen, die Alte gründlich auszuforschen.“

Mit dem Schlage neun Uhr trat der Graf aus dem Hotel. An der Treppe stand der Agent.

„Guten Abend, Herr Graf!“

„Sind alle Vorbereitungen getroffen?“

„Ich habe die Alte diesen Nachmittag besucht.“

„So werde ich ungestört eine Unterredung mit ihr haben können?“

„Wedekind, der Gemal, kommt diesen Abend nicht, da er an einem dritten Orte beschäftigt ist; ich wüßte nicht, wer sonst Susannen noch aufsuchen sollte.“

„Gehen wir denn!“

Der Agent hatte für einen Fiaker gesorgt, den man benutzte, um rasch nach der Paulstraße zu kommen. Vor dem alten Hause, das der Leser kennt, hielt der Wagen. Es war schon dunkel im Hofe und auf den Treppen. Der Agent führte den Grafen an die Thür der Wohnung und klopfte. Als Susanne antwortete zog er sich zurück.

„Sie finden mich im Hofe,“ flüsterte er. Rufen Sie aus dem Fenster, wenn Sie meiner bedürfen.“

Der Graf mußte noch einige Minuten warten ehe die Thür geöffnet ward. Da erschien die Alte mit ihrer Blechlampe an der Schwelle; sie hatte sich stattlich herausgeputzt als ob sie auf den vornehmen Besuch vorbereitet wäre. An ihrer weißen Flügel-

haube prangten breite gelbe Bänder. Ein braunes Thibetkleid hüllte ihre mageren Glieder ein. Den Oberkörper bedeckte ein Tuch von schwarzer Seide, das mit langen Franzen geschmückt war. Wir fügen hinzu, daß Rosa diese Toilette besorgt hatte, um sich der Frau dankbar zu zeigen. Und Susanne putzte sich gern; sie liebte es Wohlhabenheit zur Schau zu tragen. Nachdem die Thür geschlossen war, fragte der Graf:

„Kennen Sie mich, Frau Wedekind?"

Die Alte verneigte sich kurz und antwortete lächelnd:

„Ich habe die Ehre, Sie heute zum ersten Male zu sehen; aber da ein Freund meines Mannes mir gesagt hat, daß der Herr Graf von Auerstein mich besuchen wolle. . ."

„Der bin ich."

„Und ich zweifle nicht daran, da ich weiß, daß der Herr Graf ein Interesse hat, mich zu besuchen."

„Das wissen Sie?"

„Oder vielmehr ich vermuthe es. Seien Sie überzeugt, daß ich Ihnen in allen Dingen zu Diensten

bin. Ich wünsche sehnlichst, meine Angelegenheiten zu ordnen, damit ich mir endlich Ruhe gönnen kann, die mein Alter erheischt."

Susanne schob den Rohrstuhl heran und lud den Gast ein, Platz zu nehmen. Der Graf beobachtete die Alte; er mußte sich eingestehen, daß sie noch einen gewissen Schliff hatte, der aus dem Umgange mit vornehmen Leuten entstanden. Die zurückgekehrte Gesundheit und das behagliche Leben hatten ihren Geist gestärkt ... Susanne war heute schon eine ganz andere, als sie vor drei Monaten gewesen. Ihr Auge blitzte und ihr zahnloser Mund lächelte mit jener Feinheit, die man oft bei Domestiken trifft, deren Herrschaft schwach genug ist, ihnen in wichtigen Angelegenheiten Vertrauen zu schenken, so daß sie die Bewahrer irgend eines Geheimnisses werden oder Schwächen und Fehler ihrer Gebieter kennen lernen. Daß Susanne einst eine wichtige Rolle gespielt hatte, wußte der Graf. Es handelte sich nun darum zu erforschen, ob sie eine Betrügerin gewesen. Sophien gegenüber hatte sie nicht aufrichtig gehandelt. Dieser Umstand sprach nicht zu ihren Gunsten. Der Graf glaubte alle Vorsicht anwenden zu müssen, um das

wichtige Ziel zu erreichen. Mit diplomatischer Schlauheit begann er seine Unterredung.

„Ich habe längst gewünscht Sie kennen zu lernen, liebe Frau. Sie haben sich des Kindes der armen Näherin so liebevoll angenommen, daß ich Ihnen meine volle Hochachtung aussprechen muß.“

„Ah, Sie kennen die Geschichte!“

„Sophie Witt selbst hat sie mir erzählt.“

„Herr von Hoym ist ein grundschlechter Mensch!“ rief die Alte erbittert.

„Sprechen wir nicht von ihm.“

„Aber Madame Baum ist eine herzensgute, brave Frau, die ich bis zu meinem letzten Athemzuge vertheidigen werde. Ihr Sohn ist nun todt, und dies halte ich für ein Glück, für ein großes Glück.“

„Sie haben als Kammermädchen bei Frau von Lilienstein gedient?“

„Daß Gott sich erbarme! Auch diese arme Dame hat viel gelitten! Nein, war das eine Ehe, in der sie lebte! Ich habe oft blutige Thränen geweint. Der Freiherr war nicht werth, eine solche Frau zu besitzen.“

„Warum nicht?“



„Weil er sie gemißhandelt hat. Herr Gott, ich habe da Szenen erleben müssen! Nicht einmal der leibliche Knabe war im Stande, den schrecklichen Vater auf bessere Wege zu bringen. Jedes Thier hat seine Jungen lieb . . . Der Freiherr kümmerte sich um sein Söhnchen nicht, er stieß es sogar von sich, wenn die weinende Mutter es ihm brachte, um Ruhe und Versöhnung zu erflehen. Das war ein schrecklicher Mann! Die arme Frau konnte es bei ihm nicht länger ertragen, sie trennte sich von ihm, und daran hatte sie recht gethan. Ich selbst habe ihr dazu gerathen. Der hartherzige Mensch übte noch einen letzten Streich aus . . . er behielt den Knaben zurück, um die Mutter noch tiefer zu kränken. Es lag ihm Nichts an dem Sohne, aber er behielt ihn zurück. Und nun mußte ihn die Mutter einlösen, sie mußte von ihrem kleinen Vermögen einen großen Theil hergeben, damit sie den Liebling erhielt, der ohne Zweifel bei dem Vater verkommen wäre.“

„Wie schrecklich!“ murmelte der Graf, sich erstaunt stellend, obgleich er diese Geschichte schon kannte.

Die Alte schien einen Plan zu verfolgen.

„Der Freiherr ist schon längst todt,“ fuhr sie

fort; „ich konnte ihn leider nicht mehr sprechen, als ich aus Frankreich nach Deutschland zurückkehrte.“

„Hätten Sie sich doch an die Freifrau gewendet, wenn Ihnen irgend eine Familienangelegenheit zu ordnen geblieben.“

„Ich habe erst vor einigen Tagen erfahren, daß sie in der Residenz lebt und daß ihr Sohn Alfred mit der jungen Gräfin von Auerstein verlobt ist.“

„Wer hat es Ihnen gesagt?“

„Mein Mann.“

„Ah, Herr Wedekind!“

„Ja,“ seufzte Susanne, „Herr Wedekind!“

„Es scheint, daß Sie mit dem Gatten unzufrieden sind . . .“

„Ja, das bin ich!“ rief Susanne auffahrend.

Schon im nächsten Augenblicke faßte sie sich wieder.

„Ich will mich über den Treulosen nicht mehr ärgern, denn ich bin zu alt, um einen ehelichen Zwist fortzusetzen, der schon in jungen Jahren begonnen hat. Herr Graf, darf ich fragen, was Sie zu mir führt?“

Nun sah sie lauernd den Gast an.

Der Graf begriff, daß Susanne systemathisch verfuhr; sie hatte soviel geäußert als nöthig war, um den künftigen Schwiegervater Alfred's auf den Punkt von Vertraulichkeit zu stellen, den sie zu wünschen schien. Sie haßte also den verstorbenen Freiherrn, war mit ihrem Manne unzufrieden und sprach mit Achtung und Bedauern von der Freifrau. Dies genügte dem Grafen.

„Ich halte Sie für eine brave Frau," begann er nach einer Pause. „Madame Baum hat mir die beste Meiuung von Ihnen beigebracht und diese Meinung ist durch unsere bisherige Unterhaltung bestärkt worden. Sie haben in Jammer und Elend gelebt, haben dadurch Manches gebüßt, das Sie früher aus Irrthum oder Leichtsinn verbrochen . . . Sie können jetzt durch ein offenes Geständniß nicht nur Alles gut machen, Sie können sich auch eine Pension erwerben, die Ihr Alter vor Sorgen schützt. Ich verpflichte mich, Sie sicher zu stellen, wenn Sie mir wahrheitsgetreu auf meine Fragen antworten. Lügen Sie oder verschweigen Sie mir wichtige Dinge, so überlasse ich die Untersuchung dem Kriminalgerichte. Noch einmal: ich gebe mein gräfliches Ehren=

wort, daß ich unter den gestellten Bedingungen mein Versprechen halte, daß ich aber ebenso rücksichtslos verfahre, wenn Sie mich zu hintergehen oder auf irgend eine Weise zu bevortheilen suchen. Verfahren wir ehrlich und offen, und wir werden Beide an ein gedeihliches Ziel gelangen.“

Susanne hatte lächelnd zugehört.

„Ein Mann wie Sie, Herr Graf, hat mir gefehlt,“ flüsterte sie. „Ich habe mehrere Versuche gemacht einen solchen zu erlangen . . . leider sind sie fehlgeschlagen. Auf Reichthum verzichte ich . . . aber Hunger möchte ich nicht mehr leiden, er thut gar zu weh. Auch habe ich es nicht verdient, denn ich bin in meinem Leben nicht schlecht gewesen, wenn zuweilen die Noth mich auch gezwungen hat, unüberlegte Schritte zu thun. Jeder Mensch sieht ja zu, wie er erwirbt und durchkommt.“

„Wie steht es also mit Alfred?“

„Ich will Ihnen die volle Wahrheit berichten. Die Freifrau von Lilienstein war untröstlich über den Verlust ihres Sohnes, sie klagte Tag und Nacht. Ich übernahm es mit dem Gemale zu verhandeln, nachdem mehrere Briefe an ihn unerbrochen zurück-

gekommen waren. Der schreckliche Mann wollte von seiner Gemalin Nichts wissen.“

„Kennen Sie den Grund des ehelichen Unfriedens?“

„Ich glaube, Herr Graf.“

„So nennen Sie ihn mir.“

„Auf Ihre Diskretion darf ich wohl zählen...“

„Sie haben mein Wort!“

Jetzt ward Susanne zutraulich; sie erzählte halb flüsternd:

„Der Freiherr hatte damals eine schöne junge Frau kennen gelernt, die Frau von Hoym, in die er sich bis über die Ohren verliebte. Diese Frau, bildschön, hieß Bertha und lebte mit ihrem kaum angetrauten Manne sehr unglücklich. Der Freiherr hatte Herrn von Hoym Geld geliehen und als der Schuldner zur Zeit nicht bezahlen konnte, mußte die schöne junge Frau Fürbitte einlegen. Bei dieser Angelegenheit kam es denn nun wie es eben kam, es entstand ein Verhältniß wie man es nicht selten findet, zumal wenn die Frau ein wenig leichtsinnig und prunksüchtig ist. Der Freiherr vertrieb seine Frau und Bertha verließ ihren Mann, der heimlich die Flucht ergriffen

hatte, um sich vor der Wechselhaft und sonstigen Unannehmlichkeiten zu sichern. Sie hätte sich auch gern scheiden lassen, wenn es möglich gewesen wäre, Bertha wohnte auf dem schönen Jagdschlosse des Freiherrn, das unter dem Namen „Wolfsburg“ bekannt ist. Auf diesem Schlosse hatte der Mann seine Flitterwochen mit Agnes gefeiert... ich war damals Kammerzofe und habe die kurze Glückseligkeit mit angesehen. Die Freihfrau schenkte ihrem Gatten einen hübschen Knaben, der nach seinem Pathen, dem Bruder des Vaters, der um jene Zeit Oberst war, Alfred getauft wurde. Es war ein großartiges Fest, diese Taufe, bei der auch Bertha von Hoym und ihr Gatte Gäste waren. Schon damals merkte ich das zärtliche Verhältniß, aber ich schwieg, denn es war meines Amtes nicht, den Herrn zu überwachen und der kränkelnden Mutter Unruhe zu bereiten. Aendern konnte ich es ja doch nicht. Es kam so weit, daß der Freiherr mich in das Geheimniß zog. Als der Freiherr seine Gattin fortgeschickt hatte, trug man mir den Dienst bei Frau von Hoym an, die wie eine Fürstin auf dem Jagdschlosse lebte, das sie angeblich gekauft haben sollte; ich aber verheiratete mich mit meinem

Adam, der nicht länger warten wollte. Statt meiner empfahl ich meine Schwester Alwine, die damals gerade einen guten Dienst brauchen konnte. Ich war kurze Zeit verheiratet, als die Freifrau, die einsam in einer Landstadt lebte, mich zu sich beschied. Sie beauftragte mich mit dem Freiherrn wegen des Kindes zu unterhandeln, da sie die Vermittelung einer fremden Person nicht wollte. Ich fuhr nach Wolfsburg. Der Freiherr lachte über die neue Art der Anknüpfung und wollte von einer Auslieferung des Knaben Nichts wissen, den er seinen Stammhalter nannte; es müsse ja doch früher oder später zur Scheidung kommen, meinte er. Ich sprach mit meiner Schwester, die den reizenden Knaben pflegte; von ihr erfuhr ich, daß der Vater wochenlang sein Kind nicht sähe, daß er nur für die schöne Beata lebe und an seine Gattin eben sowenig denke, als an den Tod. Alwine hatte Mitleid mit der armen Freifrau wie ich es hatte, aber sie konnte nicht helfen, denn sie besaß keinen Einfluß auf den hartherzigen Vater. Da kam mir der Gedanke mit Beata zu sprechen, der das Kind doch nicht angenehm sein konnte."

Ich wollte um jeden Preis der armen Freifrau

helfen. Das war ein übler Gedanke, denn das Weib fuhr mich an, als ob ich eine Bettlerin wäre; es sprach sogar davon, daß es den künftigen Erben erziehen wolle. Von meiner Schwester aber wußte ich, daß die brave Frau sich um das Kind gar nicht kümmere, daß sie es wochenlang gar nicht sah. Schon damals bemächtigte sich meiner eines Mißtrauens, in die Aufrichtigkeit dieser Person; ich sagte mir, daß Beata doch nur daran liegen könne, den reichen Erben zu beseitigen. Alwine, die Schwester, war indeß anderer Meinung, sie hielt ihre Herrin für gut und brav. Schon zweifelte ich daran, daß ich irgend etwas erreichen würde, als Alwine zu mir sagte:

„Muß denn die Freifrau den Knaben haben?"

Ich schilderte ihr die Pein der armen Mutter, die sich nach ihrem Kinde sehnte. Alwine bat mich, meine Abreise noch einen Tag aufzuschieben. So blieb ich denn. Wir saßen in der Nacht an der Wiege des Kindes.

„Es ist ein Knabe wie jeder andere," meinte die Schwester.

Im ersten Augenblicke verstand ich diese Andeutung nicht.

„Das Mutterauge erkennt ihn freilich," setzte sie nach einer Pause hinzu. „Der Freiherr und Beata wissen Nichts . . . ihnen ist jeder Knabe recht."

Wir verständigten uns; es ward beschlossen, einen Stellvertreter zu schaffen. Wo aber sollte ich ein Kind finden, das mit Alfred im gleichen Alter stand und sonst auch einige Aehnlichkeit mit ihm hatte? Ich reiste in die Heimath und nahm mit meinem Manne Rücksprache. Dieser machte gleich eine Spekulation aus dieser Angelegenheit. Ich mußte der Freifrau sagen, daß ihr Gemal eine gewisse Summe fordere und sonst noch Bedingungen stelle. Die arme Frau ging auf Alles ein; sie gab mir sofort das geforderte Geld mit. Aber immer noch hatte ich keinen Knaben. Ich machte hier und dort Versuche, die fehl schlugen. Da kam mir der Zufall zu Hülfe. Eines Abends spät dicht vor dem Thore dieser Stadt bat mich ein junges Mädchen, ich möchte es zu mir nehmen in den Wagen, da es bis zum Tode erschöpft sei. Es geschah. Ich lernte in der Reisegefährtin eine unglückliche Mutter kennen, die ein hübsches Kind besaß. Die Mutter war Sophie Witt. Hier, in diesem Stübchen, duldete die Arme. Sie kämpfte lange

ehe sie auf meinen Vorschlag einging und mir das Kind gab. Im letzten Augenblicke noch reichte sie es mir in den Wagen, der sich schon in Bewegung gesetzt hatte. Franz, so hieß der Knabe, war genau so alt als Alfred. Nun reiste ich schnurstraks nach Wolfsburg. Der Freiherr und Beata befanden sich auf einer Vergnügungsreise. Es war nicht schwer, den Tausch zu vollziehen. Und so brachte ich der harrenden Freifrau das rechte Kind, das sie jubelnd an die Brust drückte. O, sie erkannte es gleich an einem Muttermale, das mir entgangen war."

„Ist das, was Sie mir erzählt, die volle Wahrheit?" fragte der Graf.

„Ich rufe Gott zum Zeugen an!" entgegnete feierlich die Alte. „Warum auch sollte ich lügen? Es giebt ja keinen Grund für mich . . ."

„Sie haben aber doch der bedrängten Sophie gesagt, daß Edmund von Stein ihr Sohn sei."

„Das habe ich. O, gnädiger Herr, ich hätte noch mehr gesagt, um die Frau zu retten. Sehen Sie, das Geschäft mit Kindern war neu und einträglich, ich konnte nicht besser thun als Kinder zu verschaffen, wo sie nöthig waren, und sie abzunehmen,

wo sie lästig erschienen. Dieser Handel führte mich auch nach Frankreich, wo ich schlechte Geschäfte machte; ich kehrte arm nach Deutschland zurück. Madame Blandine, eine schlaue Französin, arbeitete längst schon in diesem Artikel, sie hat manchen meiner Pläne durchkreuzt. Dafür ist sie elendiglich zu Grunde gegangen, eine Strafe, die sie verdient hat."

Die Alte lächelte schadenfroh vor sich hin.

„Ich habe wohl Manchem genützt," flüsterte sie nach einer Pause; „man hat es mir wenig Dank gewußt und ich bin arm geblieben. Wäre ich klüger gewesen, ich hätte wohl ein Vermögen erwerben können. Es läßt sich nicht mehr ändern!" rief sie seufzend.

Der Graf fragte weiter:

„Was ist aus dem Knaben geworden, den Sie von Sophien erhalten und nach Wolfsburg gebracht haben? Der Freiherr hat sich nie über ihn geäußert, man hat überhaupt nie von ihm gehört."

„Ich habe meine Schwester nicht wieder gesprochen, die spurlos verschwunden ist. Nur soviel habe ich erfahren, daß der Freiherr vor seinem Tode der

schönen Beata den größten Theil seines Vermögens vermacht hat."

Es blieb noch Manches räthselhaft in diesem Berichte, den überhaupt zu glauben der Graf sich nicht ganz geneigt fühlte. Unerklärlich war es, daß das Vorhandensein zweier Söhne des Freiherrn nicht bekannt geworden und daß die Freifrau die Erbrechte ihres Sohnes nicht geltend gemacht hatte. Es handelte sich um den Nachweis, daß auf dem Schlosse Wolfsburg wirklich ein zweiter Sohn gewesen sei und um die Ermittelung des Schicksals desselben. War dieser Nachweis zu erlangen, so hatte die Alte die Wahrheit gesprochen und Alfred war nicht der Sohn Sophien's.

„Ich muß noch eine Frage an Sie richten, liebe Frau."

„Fragen Sie, Herr Graf."

„Wer ist der Knabe, den Sie Frau von Stein übergeben haben?"

Susanne sah überrascht auf; sie schien ihre Gedanken zu sammeln.

„Sie haben mir Verschwiegenheit gelobt, Herr Graf . . ."

„Und ich halte als Edelmann mein Versprechen.“

Die alte Kupplerin erhob sich und öffnete den Deckel ihres Kastens, auf dem sie gesessen. Nachdem sie einige Augenblicke gesucht hatte, holte sie ein Papier hervor.

„Lesen Sie!“

Der Graf mußte seine Sehkraft anstrengen, um folgende Zeilen zu lesen:

„Dieser Knabe, die Frucht einer unglücklichen Liebe, sei dem Mitleiden dessen empfohlen, der ihn findet und sich seiner annimmt. Der Lohn für die Gutherzigkeit, die man dem armen Kinde erweist, liegt zwar in weiter Ferne; aber er wird nicht ausbleiben. Der alte eiserne Ring, der in das Tuch eingenäht ist, mag als Erkennungszeichen dienen. Am Martinitage des Jahres 18 . . . wird man den Wohlthäter des Knaben an der Martinskapelle im Dome der Residenz erwarten. Der eiserne Ring mag auf dem Buche des Betenden liegen so, daß er anderen Personen sichtbar bleibt. Dann wird sich nahen . . . die unglückliche Mutter.“

„Der Martinitag dieses Jahres ist gemeint,“ sagte der Graf.

„Ja; um diesen zu erwarten bin ich hauptsächlich nach der Residenz gekommen.“

„Und wo ist der Ring?“

Susanne trug ihn an einer Schnur auf der Brust.

„Hier!“‘

Sie nahm die Schnur ab und reichte den Ring dem Grafen, der ihn aufmerksam prüfte. Er verbarg sein Erstaunen.

„Wo?“ fragte er, „haben Sie den Knaben gefunden.“

„Wo, Wo?“

„Ich weiß es nicht; sie brachte ihn mir, damit ich ihn erziehen und die Früchte dafür genießen sollte. Wir hatten Zeit und Ort eine Zusammenkunft bestimmt; aber Alwine kam nicht, und da ich keine Zeit zu warten hatte, reiste ich weiter . . . ich habe sie nicht wieder gesehen. Die arme Alwine, die beiläufig gesagt, sehr schön war, muß todt sein.“

Nachdem der Graf diese Auskunft erhalten hatte, gab er den Ring zurück, verabredete, daß er an dem bestimmten Tage mit der Alten zugleich im Dome sein werde und verließ das Dachstübchen.

„Ich bin am Ziele,“ dachte die Kupplerin, als sie mit der Lampe zurückkehrte. „Dieser Graf wird schon für mich sorgen, er ist ein Ehrenmann, der sein Versprechen hält. Und er hat allen Grund dazu, ich weiß es wohl. Man gibt seine Tochter nicht dem ersten, dem besten, der da kommt . . . man will auch wissen, wer denn eigentlich der künftige Schwiegersohn ist. Nein, diesmal bin ich keine Betrügerin, der gute Graf kann es glauben, daß Alfred der Sohn des Freiherrn ist.“

Der Graf war mit dem Ergebnisse seiner Forschungen nicht ganz zufrieden; er mußte weiter gehen, wenn er ein sicheres Resultat erreichen wollte. Der Martinstag war noch zu fern, es ließen sich vorher noch andere Untersuchungen anstellen. Auf Grund des eisernen Ringes war nichts zu unternehmen, da er weder Wappen noch ein besonderes Kennzeichen enthielt, das zu einem Schlusse berechtigte. So abenteuerlich die ganze Angelegenheit auch war, man durfte sie doch nicht leicht nehmen, zumal wenn der Graf seinen eigenen Lebenslauf bedachte, der an Romantik und wunderbaren Zufällen so reich war. Er hielt die Alte zwar für ein listiges Weib, das

aus allen Umständen Vortheil zu ziehen suchte; aber er fand auch heraus, daß Susanne die Dinge nicht immer beherrscht hatte, daß manche ihrer Unternehmungen von anderen Personen durchkreuzt worden waren. Julius von Auerstein ließ am nächsten Morgen den alten Pfarrer, Sophien's Vater, kommen. Der Greis hörte die Erzählung ruhig an.

„Gnädiger Herr," antwortete er, „jene Alwine ist dieselbe, die im Hospital gestorben ist und mir die Papiere geraubt hat; ich erinnere daran, daß ich sie aus Gutherzigkeit in mein Haus aufgenommen hatte. Eins der Dokumente hat Ihnen meine Tochter bereits übergeben. Ein wunderbarer Zufall hat nämlich gefügt, daß die sterbende Alwine ihre Papiere meiner Tochter übergab, wahrscheinlich um diese vor fremden Händen zu retten."

„Madame Baum," unterbrach ihn der Graf, „hat mir das Dokument gebracht, das für mich Interesse hatte... enthält Alwinens Taschenbuch noch andere Papiere?"

„Ich glaube."

„Bringen Sie mir diese Papiere."

Nach einer halben Stunde kam der Greis zurück; er überreichte das alte Taschenbuch der im Hospitale verstorbenen Alwine.

„Es ist nicht ein Blatt abhanden gekommen,“ versicherte er.

Der Graf prüfte. Auf einem Blatte standen verschiedene Notizen, die, da sie verblaßt waren, sich nur mit Mühe entziffern ließen. Durch ein scharfes Glas waren folgende Zeilen zu lesen:

Der Knabe, den meine Schwester gebracht, ist fort; Beata freut sich, sie hat keine Ahnung, daß er untergeschoben ist. Ich habe ihn nicht getödtet, kinderlose Bauersleute haben ihn angenommen.

Nun folgten einige unleserliche Sätze, die mit zitternder Hand geschrieben sein mußten. Am Ende des Blattes standen die Worte: „Gottlob Winkler in Wolfsburg erzieht den Knaben, der den Namen Andreas führt. Schwester, räche mich, wenn Du kannst, an Beata, die den Freiherrn ganz umstrickt hat. Ich muß fliehen.“

Diese Notizen waren von Wichtigkeit.

„Ein grauenvolles Bild!“ meinte der Graf. „Wie schrecklich müssen die Verhältnisse jener Familien gewesen sein! Ein Blick genügt, um dies zu erkennen.“

„Der alte Herr von Hoym,“ meinte der Greis „war ein lasterhafter Mensch!“

„Begleiten Sie mich, Herr Pfarrer.“

„Wohin?“

„Nach Wolfsburg.“

„Gern.“

„Es liegt mir daran, den Knaben zu entdecken.“

„Die Aussage Susannens stimmt mit der Alwinen's überein.“

„Ich muß die volle Wahrheit wissen.“

Wolfsburg liegt vier Meilen von der Residenz in einem lieblichen Thale, das von einem rauschenden Waldbache durchströmt wird. Es ist ein kleines Dorf, dessen Bewohner theils Holzschläger, theils Bauersleute sind, die von Viehzucht und Ackerbau leben. Hoch oben auf dem Berge prangt das Schloß, dessen weiße Mauern weithin durch die reizende Landschaft leuchten. Das Gebäude ist nicht groß, im Stile des Mittelalters erbaut; eine Allee riesiger Linden, die sich in sanften Windungen den Berg hinanzieht, verbindet das Dorf mit dem Jagdschlosse. Jetzt ist es das Eigenthum der Frau von Hoym, die, wie wir schon mitgetheilt, es von dem leichtsinnigen Freiherrn von Lilienstein geerbt oder vielmehr zum Geschenk erhalten hat.

Nachmittags gegen drei Uhr hielt ein Reisewagen vor dem Dorfwirthshause, das am äußersten Ende der Häuserreihe liegt, die man Wolfsburg nennt. Der Graf und der greise Pfarrer stiegen aus. Da der Sommertag warm und hell war, ließen sie sich Erfrischungen in die Laube bringen, die im Giebel der Schenke ein lauschiges Plätzchen bildete. Die Wirthin, eine alte Frau, bediente die Gäste.

„Ist das Schloß bewohnt?“ fragte der Graf.

„Ich glaube,“ antwortete die Alte.

„Sie glauben es?“

„Gestern Abend soll die Dame angekommen sein, deren Besitzthum es jetzt ist.“

„Wer ist die Dame?“

„Eine Frau von Hoym. So erzählte ein Jägerbursche, der bei mir zu Mittag speist.“

Die Wirthin entfernte sich um den bestellten Wein zu holen.

„Ich beklage meinen verblendeten Bruder!“ meinte der Graf. „Er wird der Güter nicht froh werden können, die seine Gemalin ihm zugebracht. Er könnte glücklich leben, wenn das reiche Besitzthum ein recht-

mäßiges wäre. Wie herrlich ist die Lage des Schlosses, auf dem ohne Zweifel die Erbschleicherei verübt ist."

Die Wirthin kam zurück.

„Liebe Frau," fragte der Pfarrer, „wer ist der Besitzer des Gehöfts, das dort so reizend am Abhange des Berges liegt?"

„Meinen Sie den Giebel zwischen den Obstbäumen?"

„Denselben, auf dem das Storchnest sich befindet."

„Dem alten Gottlob Winkler, einem guten Manne. O, er befindet sich wohl, denn sein Grundstück ist schuldenfrei. Dahin hat es sein Sohn gebracht, der Andreas, der vorige Pfingsten meine Tochter geheirathet hat. Meine Babet hätte keine bessere Heirath machen können. Der Andreas ist der schmuckste Bursche im Dorfe, und fleißig ist er wie eine Biene. Morgens der Erste, Abends der Letzte... Tausend Thaler habe ich meiner Tochter gleich mitgegeben und wenn ich einmal die Augen zuthue, bekommt sie die Schenke auch noch."

„Ist Andreas der einzige Sohn des alten Winkler?"

„Das will ich meinen!" rief stolz die Bäuerin. „Unser Vermögen wird nicht zerstückelt wie das des Freiherrn von Lilienstein. Die Felder und die Wie-

sen bleiben hübsch beisammen, es läßt sich schon etwas anfangen damit. Sie sollten nur den Garten sehen und das Bienenhaus; es ist eine wahre Freude!"

Die Alte hätte eine vollständige Beschreibung der Musterwirthschaft geliefert, wenn der Graf sie nicht mit den Worten unterbrochen hätte:

„Kann man den Garten und das Bienenhaus sehen?"

„Ei freilich, lieber Herr."

„Unsere Pferde müssen eine Stunde ruhen . . ."

„Gehen Sie nur, den alten Winkler treffen Sie immer bei seinen Bienen, der Andreas wird wohl im Felde sein. Sagen Sie nur, ich schicke Sie."

Beide Männer verließen die Laube und schlugen den Fußpfad ein, der durch eine Wiese nach dem Gehöfte führte.

„Bis jetzt treffen die Angaben Alwinen's zu," sagte der Graf. „Wir finden den Gottlob Winkler und seinen Sohn Andreas . . ."

„Die schlichten Landleute werden uns wohl die Wahrheit sagen," fügte der Greis hinzu, der rüstig an der Seite seines Begleiters dahin schritt und sich an der romantischen Gegend weidete. Von Zeit zu



Zeit wandte er sich, um einen Blick auf das Schloß zu werfen, das stolz von der Höhe herableuchtete. Die Fenster und die Kuppeln blitzten im Sonnenschein. Unten im Thale zeigten sich nur einfache Bauernhäuser, die fast alle Strohdächer hatten. Hier und dort sah man einen Landmann, der seiner Beschäftigung nachging. Die Wiese war zu Ende und die beiden Männer traten in den reinlichen Hof des Gütchens, dem man es ansah, daß hier eine Musterwirthschaft betrieben ward. Eine junge Bäuerin legte schneeweiße Wäsche auf den grünen Zaun zum trocknen. Es war eine kernige, frische Gestalt mit einem angenehm, blühenden Gesichte. Das starke blonde Haar der Wäscherin lag wohl geordnet in Flechten auf dem Haupte. Der runde Arm derselben ließ sich erkennen, da der Aermel des weißen Leinenhemds ihn kaum zur Hälfte bedeckte. Ein feiner rother Friesrock floß über die schwellenden Hüften herab. Die Füße waren mit blauen Strümpfen und Pantoffeln bekleidet. Wenn die Männer vermutheten, daß die liebliche Bäuerin Babet sei, von der die Wirthin gesprochen, so hatten sie Recht.

„Mein liebes Kind!“ redete der Graf sie an.

Babet trat überrascht von dem Zaun zurück.

„Was beliebt?“ fragte sie mit heller Stimme.

„Ich suche den Bienenzüchter Gottlob Winkler.“

„Da kommen Sie recht, Winkler ist mein Schwiegervater.“

„Und wo finde ich ihn?“

„Folgen Sie mir, meine Herren!“

Man errieth es wohl, daß Babet früher Gäste bedient hatte, sie zeigte eine gewisse Gewandtheit in ihrem Benehmen, die man gewöhnlich bei den Bäuerinnen nicht findet. Sie führte die Fremden in den Garten, der mit stattlichen Obstbäumen und saftigem Gemüse bepflanzt war. Reinlichkeit und Ordnung herrschten hier wie im Hofe. Alle Wege waren mit gelbem Kiessande bestreut. Auf einzelnen Beeten zeigten sich seltene Blumen, die in voller Blütenpracht standen, würzigen Duft verbreitend. Das Frühobst schillerte schon zwischen den grünen Blättern der Bäume und verhieß eine reiche Ernte.

„Dort sitzt mein Schwiegervater!“ sagte Babet.

Sie deutete auf einen alten Birnbaum, der in der Mitte eines kleinen freien Platzes stand. An dem Stamm desselben saß auf einem Stuhle der alte Land-

mann, das ihm gegenüber liegende Bienenhaus betrachtend.

„Sie wollen wohl Honig bestellen?“ fragte Babet.

„Ja!“ antwortete lächelnd der Graf.

„So sprechen Sie nur mit ihm . . . Vater, hier sind Fremde!“

Die junge Frau eilte in den Hof zurück, um ihre Geschäfte zu vollenden. Gottlob Winkler trat grüßend den Fremden entgegen; indem er die kurze Pfeife aus dem Munde nahm und die braune Mardermütze ein wenig lüftete.

„Was steht den Herren zu Diensten?“ fragte er mit markiger Stimme.

Gottlob Winkler war ein kräftiger Mann von sechs bis siebenundfünfzig Jahren, dessen graues Haar, hinter die Ohren zurückgekämmt, sich zu natürlichen Locken kräuselte. In seinem wettergebräunten Gesichte spiegelten sich Ernst und Biederkeit ab. Das große Auge unter grauen buschigen Brauen strahlte feste, feurige Blicke. Der Graf begriff sofort, daß er es mit einem energischen Manne zu thun hatte; er beschloß, demgemäß zu handeln. Nachdem er versichert, daß er im eigenen Interesse komme und kei=

nerlei nachtheilige Absichten hege, die irgendwie des Landmanns Familienglück stören könnten, schilderte er die Verhältnisse, die ihn, den Grafen, zur Reise nach Wolfsburg veranlaßt. Er schloß mit den Worten: „Um Ihnen mein Vertrauen zu beweisen, nenne ich mich, ich bin der Graf von Auerstein. Als solcher verpfände ich mein Ehrenwort, daß Ihre Eröffnungen unser Geheimniß bleiben sollen. Ich halte es für eine Sünde, Ihr Familienglück zu stören; aber befördern Sie auch das meinige, indem Sie mir ehrlich Auskunft ertheilen.“

„Ich verstehe Sie, antwortete Winkler: Wer hat Ihnen gesagt, daß ich einen Knaben angenommen haben solle?“

„Alwine, die Kammerzofe der Freifrau von Lilienstein.“

„Kennen Sie die Eltern des Knaben?“

„Nein.“

Winkler machte einen kräftigen Zug aus seiner Pfeife, dann sagte er mit fester Stimme:

„Ja, Herr, das Weib hat mir das Kind gebracht und ich habe es angenommen, weil ich nicht kinderlos bleiben wollte. Ich bereue es nicht, denn aus

dem Andreas ist ein rechter Kerl geworden, der mir große Freude macht. Ob er nun der Sohn des Freiherrn oder eines ganz gewöhnlichen Mannes ist, mir gilt das gleich . . . den Andreas bringt keine Macht der Welt von uns fort, er bleibt bei seinem Weibe und seinem Vater. Nur das Eine wäre mir nicht lieb, wenn die Bauern darüber sprächen."

Der Graf beruhigte ihn.

„Auch Ihr Sohn soll das Geheimniß nicht kennen lernen, er mag in dem schönen Wahne bleiben, daß die Bande des Bluts ihn an Sie ketten."

„Vielleicht ist er der Sohn eines vornehmen Herrn. . ."

„Wohl möglich; wäre er als solcher erzogen, er würde ohne Zweifel nicht so glücklich sein als er jetzt ist."

„Ueberzeugen Sie sich!" sagte Vater Winkler. „Andreas kommt aus dem Felde, er wird gleich bei seinem Weibe sein. Hören Sie?"

Die Männer lauschten. Der Gesang einer frischen Tenorstimme ließ sich vernehmen, der stets näher kam. Vater Winkler lächelte, indem er die Mütze in die Stirn rückte und nach der Gegend

schaute, aus welcher der Gesang sich hören ließ. Dann winkte er den beiden Fremden, die ihm folgten. Alle gingen nach dem hohen Zaune, der den Garten von dem Hofe trennte. Der Bienenvater zeigte den Gästen eine schmale Lichtung in den Blättern. Er selbst stieg auf einen Klotz, der am Boden lag, und blickte über den Zaun hinweg. Der Graf und der Pfarrer beobachteten folgende Scene, die sich im Hofe zutrug. Babet mochte den Gesang ihres Gatten gehört haben, denn sie nahm rasch eines der weißen Tücher, die schon halb getrocknet waren, und hüllte sich ein. Wie eine Statue blieb sie stehen. Da erschien Andreas auf dem Baume, dessen Zweige über den Zaun hingen. Er sah nach allen Richtungen um sich. Plötzlich sprang er in den Hof und wollte dem Hause zu gehen. Die weiße Gestalt rief:

„Andreas! Andreas!"

Der Gerufene blickte zurück; Babet hatte sich zusammen gekauert, daß sie einem Strauche glich, auf den das Tuch lag. Nun begann Andreas zu suchen. Nach einer Minute warf Babet das Tuch ab, hüpfte ihm auf den Zehen nach, erreichte ihn und legte von hinten beide Hände vor seine Augen.

Er schrie laut auf. Fünf Sekunden später hielten sie sich innig umschlungen.

„Andreas!“

„Babet!“

„Du bist heute lange geblieben, lieber Mann.“

„Kaum eine Stunde! Ach, mein liebes Weib!“

„Morgen werde ich wohl mit Dir in das Feld gehen müssen, Andreas.“

Er nahm sie auf die kräftigen Arme und trug sie laufend in das Haus.

„Leben Sie wohl!“ sagte der Graf.

Winkler reichte ihm die harte Hand.

„Haben Sie den Muth,“ fragte er, „diesen Mann von seiner Frau zu reißen?“

„Es kommt mir nicht in den Sinn. Andreas mag Landmann bleiben, er ist glücklich, sehr glücklich. Nehmen Sie meinen Dank für die ertheilte Auskunft; ich scheide mit leichtem Herzen von Ihnen.“

Der Bienenvater sah den beiden Herren nach.

„Was auch mein Andreas sein möge,“ murmelte er, „der Bursch ist brav und nun auch glücklich ... auf ihn kann ich mich verlassen. Der Freiherr von Lilienstein kümmert mich nicht, ich habe es mit der

Kammerfrau zu thun gehabt. Wer weiß, was aus dem Knaben geworden, wenn er dort oben in dem Schlosse geblieben wäre. Bah, mag die Zofe verantworten, was sie gethan . . .“

Er ging zu seinen Bienen zurück.

Der Graf und der Pfarrer saßen in der Laube, ihre Ansichten austauschend über das Loos jenes Andreas. Da fuhr eine glänzende Equipage vorüber, in deren offnen Fond ein Herr und eine Dame saßen. Es waren der Major und Beata.

Julius hatte seinen Bruder erkannt.

„Ein Jeder ist seines Glückes Schmied!“ dachte er. „Wer sich weich bettet, schläft gut, Theodor paßt wohl zu dieser leichtsinnigen Frau; vielleicht leben Beide in friedlicher Ehe.“

Spät am Abende hielt der Wagen vor dem Palais des Grafen. Der Pfarrer nahm Abschied und eilte zu seinen Kindern und Enkeln, die ihn freudig empfingen. Julius von Auerstein trat in das Boudoir seiner Gattin.

„Beruhige Dich meine Liebe,“ rief er aus, „Alfred ist der Sohn des Herrn von Hoym nicht!“

„Gott sei Dank!“ flüsterte aufathmend die Ge=

tin. „Sophie mag nun meine Schwester sein oder nicht, ich bin zufrieden."

„Und Aloysens Glück ist gesichert! Mag sie ihrem Herzen folgen und dem Manne, den sie liebt, die Hand reichen."

Die Vergiftung des Kammermädchens der Gräfin blieb immer noch Geheimniß. Die Zigeunerin, die vor dem Blumenstrauße gewarnt, war nicht zu ermitteln. Selbst Petzold erklärte, diese Angelegenheit gehöre zu den tiefsten Räthseln in seiner Praxis. Warum, fragte der Graf, hat man meine Tochter vergiften wollen? Wer kann ein Interesse haben, mir die Erbin zu rauben? Auch die Gräfin erschöpfte sich in Vermuthungen, ohne einen haltbaren Grund zu finden; sie hatte ja in Frankreich keine Feinde mehr, alle waren gestorben oder untergegangen. Von dem Tode der ränkesüchtigen Herzogin lagen die Beweise vor, denn daß diese und Madame Blandine eine und dieselbe Person waren, ließ sich nicht bezweifeln. Eine wunderbare Verkettung von Intri-

guen, Spekulationen und feindseligen Angriffen zog sich durch das Familienleben des armen Grafen, der kein anderes Verbrechen begangen, als daß er eine schöne und reiche Frau geheiratet hatte. Frei von Vorurtheilen, wie er war, konnte ihn die zweifelhafte Abkunft seiner Gemalin wenig berühren; er hatte längst begriffen, daß mancher Krösus seine Schätze nicht ehrlich erworben hatte und daß mancher Stammbaum ein unlauteres Reis enthielt, unlauter nach dem Begriffen unserer modernen Aristokraten, die in der Gnade Gottes um eine Stufe höher stehen als die Bürger. Julius nahm sich vor, das ihm gewordene Familienglück in Ruhe zu genießen und für die Zukunft seiner einzigen Tochter nach Kräften zu sorgen. Den Rest des Sommers benutzte er zu einer längern Reise, auf der ihn die Gemalin und Tochter begleiteten.

Auch Sophie fand die Ruhe wieder, die ihr der tückische Franz von Hoym geraubt hatte; sie war glücklich in dem Glücke, das sie ihrem Manne bereitete, und oft sagte sie sich im Stillen: es ist gut, daß er meine Jugendverirrung nicht erfährt und

darum soll er sie nicht erfahren. Den Tod des Sohnes beklagte sie, aber er verursachte ihr keinen Kummer, da sie den mehr als leichtsinnigen jungen Mann kaum kennen gelernt hatte. Es drängte sich ihr selbst die Frage auf: Was wäre aus Dir geworden, wenn Du für den Zeugen Deines tiefen Elends hättest sorgen und Dich öffentlich zu seiner Mutter bekennen müssen? Sie war zufrieden mit ihrem Loose und zürnte der alten Kupplerin nicht, die, ohne es zu wollen den Grund zu ihrem Glücke gelegt hatte. Rosa war die Gattin ihres Emil geworden, dessen Geschäft einen erfreulichen Aufschwung nahm. Doris und Martha entwickelten sich zu reizenden Jungfrauen, die manchen stillen Anbeter fanden. Der Großvater blieb noch rüstig, er wirkte soviel er konnte und weidete sich an dem Wohlergehen seiner Kinder und Enkel, die ihn pietätvoll pflegten. Der Doktor Georgi näherte sich der Familie, aus der sein Neffe sich eine Frau geholt. Hätte er gewußt, daß Madame Baum, die erste Modistin der Residenz, das junge Mädchen gewesen, daß er in der ärmlichen Wohnung hart behandelt! Sophie kannte ihn wohl; aber sie schwieg, sie fand eine gewisse Genugthuung

darin, mit dem als sehr reich bekannten Advokaten verwandt zu sein.

Der alte Wedekind, der als geheimer Polizei-Spion thätig war und zur Aufhebung der Spielhölle beigetragen hatte, wußte sich glücklich den Händeln zu entziehen, in die er aus Speculationssucht verwickelt gewesen. Das Leben dieses Mannes war ein Geheimniß, zusammengesetzt aus Intriguen verwegener Unternehmungen, die hier und dort geglückt, und aus Verbrechen, deren Urheber nicht ermittelt worden. Er selbst hatte sich oft ein Glückskind genannt, wenn er seine Vergangenheit überdachte. Jetzt sehnte er sich nach Ruhe wie seine würdige Gattin, von der er lange getrennt gewesen. Das Hotel hatte er verlassen, er bewohnte mit seiner Tochter zwei freundliche Privatzimmer, die er in der freundlichsten Vorstadt gemiethet hatte. Mit der Polizei stand er er auf gutem Fuße, eine Anklage hatte er nicht zu fürchten, da Franz von Hoym mit dem er einige Pläne entworfen, Europa verlassen hatte.

„Alter,“ sagte eines Morgens die reizende Pauline, „heute ist der Martinstag.“

„Ich weiß es wohl, mein Kind.“

„Du wolltest, daß ich Dich daran erinnere.“

„Danke für Deine Aufmerksamkeit.“

„Hast Du heute ein wichtiges Geschäft zu besorgen?“

„Ja. Fällt es gut aus, so reisen wir morgen ab.“

„Kann ich helfen?“

„Diesmal nicht. Du wirst bleiben bis ich zurückkehre.“

Eine kalte Luft strich durch die Straßen als Adam das Haus verließ; die Dächer der Häuser waren weiß von Reif. Der alte Abenteurer hüllte sich fester in seinen Pelz, rief den nächsten Fiaker an und ließ sich nach dem Dome fahren. Es war gegen neun Uhr Morgens. In dem großen Gotteshause befanden sich nur wenig Andächtige. Hier und dort kniete eine Gruppe, die still betete. Adam bewegte sich langsam durch alle Gänge. Plötzlich blieb er stehen; er hatte seine Frau erblickt, die einsam neben einem Pfeiler kniete und betete. Das große Buch vor ihr ruhete auf dem untersten Absatze des Pfeilers; auf dem Buche selbst lag der eiserne Ring, von dem wir wissen, daß er als Erkennungszeichen dienen sollte. Für Nichteingeweihete war

dieser Umstand ohne Bedeutung; Adam mußte darum wissen, denn der Anblick des schwarzen Ringes fesselte ihn. Er nahm nun seine Stellung so, daß er sein Weib überwachen konnte, ohne die Aufmerksamkeit anderer Personen zu erregen. In dem Thurme schlug es neun, die Stunde zu dem eigentlichen Beginn des kurzen Gottesdienstes, der still abgehalten wurde. Den Falkenblicken Adam's entging es nicht, daß der Graf von Auerstein in der Nähe der Alten sich befand.

„Zufall, Zufall!“ dachte er. „Mein Weib hat ihm sicher kein Wort anvertraut. Warum sollte sie sich ihm mittheilen, da sie mir gegenüber geschwiegen? Sie bedarf ja keines Beistandes. Hätte ich die Papiere nicht zufällig gelesen, ich würde Nichts wissen. O, wie sich meine Gattin herausgeputzt hat! Sie trägt sogar einen seidenen Mantel und einen Sammthut!“

Zehn Minuten verflossen. Da ließen sich leise Schritte vernehmen. Ein hoher stattlicher Greis ging durch die Kirche, dem eine schwarzverhüllte Dame folgte. Die Dame ließ sich in einem Betstuhl nieder. Der Greis musterte die knieenden Frauen. Er kam bei der alten Susanne an. Nun sah er

den schwarzen Ring auf dem Buche ... hastig neigte er sich und flüsterte der Alten einige Worte zu. Diese erhob sich und starrte den Fremden an.

„Was suchen Sie, mein Herr?“

„Den Ring.“

„Demnach wissen Sie. . .“

„Und wo ist der Knabe?“

„Sie werden Auskunft erhalten, mein Herr!“

„Haben Sie sich des Verlassenen angenommen?“

„Wie eine Mutter.“

„Ich bitte folgen Sie mir.“

„Wohin?“

„In jene Seitenkapelle.“

Beide verschwanden in dem Dunkel der bezeichneten Thür, die sich zehn Schritte entfernt öffnete.

Adam Wedekind beobachtete die Dame; sie hatte ein bleiches, interessantes Gesicht und mochte vierzig und einige Jahre zählen. Betend lag sie auf den Knieen, unverwandt nach dem Altare blickend.

„Hier spielt eine Geschichte zu Ende,“ dachte Adam, „die mein Weib vor Jahren begonnen hat. Der Aussteller des Papiers hält also Wort ... er kommt am Martinstage, um den Ring zu sehen. . . Dem-

nach hat die Alte einen Sohn zu erwarten. O hätte ich doch das Papier und den Ring an mich genommen!"

Jetzt näherte sich der Graf von Auerstein der Kapelle. Es war dies ein kleiner heller Raum, den eine durchbrochene Steinwand von dem Schiffe der Kirche trennte. Julius blieb an dem Eingange stehen und betrachtete den Fremden, der erregt fragte:

„Wo ist das Papier, das in dem Korbe des Kindes gelegen?"

Die Alte überreichte dasselbe, das der Graf gelesen hatte.

Ein Strahl der Freude zuckte aus den Zügen des Fremden.

„Es ist das rechte! murmelte er. O, ich erkenne die Züge als ob sie gestern geschrieben wären! Die theuern Züge!"

Er drückte das Papier an die Lippen.

„Ihre Hand hat darauf geruht," fügte er leise hinzu; „die Hand einer Dulderin!"

Plötzlich zuckte er zusammen und fragte hastig:

„Wo ist der Sohn? Haben Sie ihn gut erzogen? Lebt er? Was ist aus ihm geworden?"

„Ein braver Mann, lieber Herr! Wenden Sie Sich an die Freifrau von Lilienstein, die ihn für ihren rechtmäßigen Sohn hält. Können Sie es über sich gewinnen, so zerstören Sie diesen Wahn nicht... Alfred von Lilienstein ist derselbe Knabe, den meine Schwester gefunden hat und dem dieser Zettel und dieser Ring beigelegen. Ihnen muß ich die Wahrheit gestehen... Der Sohn der Freifrau starb mir unterwegs ... Ich wollte die Dame nicht in Trauer versetzen ..."

„Wir müssen uns an einem andern Orte verständigen. Begleiten Sie mich!"

Der Fremde wollte die Kapelle verlassen. Der Graf trat ihm entgegen.

„Mein Herr, ich habe Sie schon gesehen... Wer sind Sie? Wer sind Sie?"

„Zuvor nennen Sie sich mir!" sagte streng der Fremde.

„Ich bin der Graf Julius von Auerstein."

„Haben Sie einst Güter in der Bretagne besessen?"

„Ja!"

„Dann stelle ich mich Ihnen als Fürst von

Keraskof vor, der Ihre bretagnischen Güter käuflich an sich gebracht hat."

Der Graf reichte ihm erregt die Hand.

„In meinem Palais sprechen wir mehr . . . Diese alte Frau mag mein Diener nachbringen. Sie werden sehen, daß ich ein Recht habe auf die Entwirrung einer Angelegenheit zu dringen, die Ihnen wichtig ist. Kommen Sie, jene Alte bleibt nicht aus."

In der Kirche bot der Fürst der Dame den Arm und führte Sie zu dem Wagen, der an dem Portale hielt.

„Frau", flüsterte Adam, in dem er sich der Alten näherte, „Du hast zwei reiche Gimpel in deinem Netze gefangen . . . laß sie nicht entwischen ohne ein hohes Lösegeld. Hättest Du mich in das Geheimniß gezogen, ich würde Dir die rechten Mittel an die Hand gegeben haben. Nach Lage der Dinge mußt Du selbst sorgen. Aber nun höre noch ein Wort. Ein glücklicher Stern hat mich diesen Morgen in den Dom geführt. Frage den russischen Fürsten Keraskof, so heißt nämlich jener Herr . . ob er nicht auch eine Enkelin suche, die er einst der Herzogin von Brainville übergeben habe."

„Das soll ich ihn fragen?“

„Ja.“

„Und warum denn?“ wisperte neugierig die Alte.

„Dann sage ihm, er soll sich an mich wenden, ich könnte ihm Auskunft ertheilen. Hier ist meine Karte. Laß Dich nur nicht einschüchtern, Alte, denn alle diese Leute haben eine Untersuchung mehr zu fürchten als Du.“

Der Diener des Grafen erschien, der die alte Kupplerin führen sollte. Adam entfernte sich, vornehm grüßend. Ein Fiaker brachte ihn rasch nach seiner Wohnung. Pauline befand sich noch im Negligee.

„Mein Kind mache Toilette.“

„Warum?“

„Ich hoffe, daß wir Besuch erhalten. Kleide Dich ganz in Schwarz, es steht Dir vortrefflich.“

„Wen erwartest Du?“

„Einen russischen Fürsten.“

„Will er mich etwa heiraten?“ fragte lachend die Schöne.

„Wir werden ja sehen. Frage jetzt weiter nicht.“

„Eine russische Fürstin möchte ich schon werden.“

„Wer weiß, was geschieht!“ murmelte Adam schlau lächelnd. „Auf alle Fälle wirst Du es mir danken, daß ich so großherzig für Dich gesorgt habe.“

„Alterchen, es ist auch Zeit, daß wir eine ehrenvolle Stellung einnehmen nach dem bisherigen wechselvollen Leben. Ich habe nun verschiedene Rollen gespielt . . .“

„Deine letzte mag die einer Prinzessin sein; spiele sie gut und der Vorhang verhüllt eine glückliche Schlußgruppe. Fordere jetzt weitere Erklärung nicht, sei gehorsam wie immer.“

Und Pauline begann ihre Toilette, die sie mit Geschmack und Eleganz vollendete. Eine Stunde später war sie völlig in schwarzen Atlas gekleidet; hätte sie nicht eine kirschrothe Schleife in den vollen glänzenden Haaren getragen, man würde sie für eine Trauernde gehalten haben. Wir müssen es wiederholen, daß Pauline von auffallender Schönheit war. Das wechselvolle Leben, von dem sie gesprochen, hatten ihre Reize nicht beeinträchtigt, natürliche Grazie und Ungezwungenheit zeichnete alle ihre Bewegungen aus und der Klang ihrer Stimme war frisch und

einschmeichelnd. Ihr Lächeln bezauberte, ihre Blicke entzückten. Trotzdem war es ihr bisher nicht gelungen einen Mann zu finden, denn sie machte maßlose Ansprüche. Großes Vermögen war die erste Bedingung bei Abschließung einer Ehe; sie würde einem Greise die Hand gereicht haben, wenn dieser ihr Millionen zu Füßen gelegt hätte. Pauline besaß weder Gemüth noch Herz, sie wollte glänzend leben und beneidet sein. Die Ehe hielt sie für ein Mittel Reichthum zu erwerben. Diese Ansichten hatte ihr Adam beigebracht, den sie für ihren Vater hielt. Und sie hing wirklich in kindlicher Liebe an ihm, da sie mehr als einen Beweis zu haben glaubte, daß Vater Adam sich für sie aufopfere. Deßhalb hatte sie sich auch willig allen Unternehmungen angeschlossen, die der Alte theils glücklich theils unglücklich ausgeführt. Die abenteuerliche Existenz war ihr zur Gewohnheit, fast zum Bedürfnisse geworden. Den Umgang mit Männern betrachtete sie als ein Spiel, aus dem sich, wenn das Glück günstig war, ein Gewinn ziehen ließ. Ihre Beziehungen zu dem leichtsinnigen Edmund, der sich von ihren Reizen hatte umstricken lassen, sprechen dafür. Den armen jungen Mann hatte

sie längst vergessen, sie war darauf bedacht, neue Netze auszuwerfen.

„Väterchen,“ flüsterte sie geheimnißvoll, „mir ist doch zuweilen recht bange.“

„Weshalb?“

„Die Geschichte mit dem Blumenstrauße . . .“

„Thorheit!“ rief der Alte. „Die feinste Spürnase wird die räthselhafte Zigeunerin nicht entdecken. Madame Blandine die Unternehmerin ist todt . . . Ich selbst werde doch meine eigene Tochter nicht anklagen. Beunruhige Dich nicht, die Angelegenheit bleibt in ein Dunkel gehüllt. Uebrigens ist es mir lieb, daß die junge Gräfin davongekommen ist . . .“

„Wahrhaftig?“ fragte Pauline überrascht.

„Nach der neuen Bestellung der Dinge kann ich dies nur wünschen. Es ist ein Vortheil für uns, daß der Racheplan Blandinen's nicht gelungen ist.“

Die Augen der Schönen blitzten auf.

„Dann, Vater, habe ich ein Verdienst dabei. Nicht der Zufall hat hier gewaltet, sondern ich selbst habe es so einzurichten gewußt, daß die Gräfin und Aloyse gerettet wurden. Ich konnte es nicht über mich gewinnen, das schöne junge Mädchen zu ver-

giften, wie Blandine es wollte. Der Strauß kam in die Hände der Zofe, die leider ihr Leben einbüßte. Es ist dies eine Beruhigung für mich, die ich nicht genug preisen kann. Ueberhaupt danke ich Gott, daß unsere Gemeinschaft mit der verschlagenen Französin ein Ende hat. Das Weib erschien mir stets wie eine Schlange, die mit Gift und Galle angefüllt ist."

„Und dies sagst Du mir erst heute?" rief Adam.

„Es fügt sich so."

„Du bist ein Glückskind! Deine Perfidie bewahrt uns vor großen Schaden. Wenn der russische Fürst bei uns gewesen ist, werde ich Dir mehr sagen."

„Ach, ich zweifle, daß er kommt."

„Er wird kommen, er muß kommen. Und wenn er Dich für seine Tochter oder für seine Enkelin hält, so gehe darauf ein. Du kannst Alles vorstellen in der Welt, selbst eine Fürstin. Geduld, die Verhältnisse müssen sich nun klären . . . Aber, Pauline, vergiß mich nicht, wenn das Glück sein Füllhorn über Dich ausschüttet, denke daran, daß ich für Dich gesorgt und gearbeitet habe, daß Du mir Deine Bildung verdankst!"

Sie reichte ihm lächelnd die feine Hand.

„Du wirst mit mir zufrieden sein, Alterchen! Zuvor aber muß ich die Mittel besitzen, meine unbegrenzte Dankbarkeit zu bethätigen."

Adam war zufrieden; er küßte die weiße Stirn des schönen Mädchens und trat dann an das Fenster, um die Straße zu übersehen. Pauline zog sich in das Zimmer zurück, das sie als Boudoir benutzte.

„Keraskof, Keraskof!" murmelte Wedekind. „Der gute Fürst überhebt mich der weiten Reise nach der Bretagne . . . Die Dinge gehen gut. Ich genieße die Früchte der vorbereiteten Ernte allein, da Madame Blandine todt ist. Bereiten wir uns vor . . . der Fürst muß kommen."

Er holte aus dem Reise-Necessaire, das auf dem Nebentischchen stand, ein sorgfältig verwahrtes Miniatur-Portrait.

„Die Mutter Paulinen's!" flüsterte er lächelnd. „Wie sprechend ähnlich! Man könnte glauben, Pauline habe dem Maler gesessen . . . Eines stärkeren Beweises bedarf es nicht, um die Identität des Mädchens nachzuweisen. Außerdem besitze ich den Brief der Herzogin von Brainville noch, in den das Por-

trait gehüllt war . . . Die Nachlassenschaft Blandinens kann noch einträglich werden . . . O, das Weib hat schreckliche Dinge getrieben! Hätte nicht das Glück die Verhältnisse entwirrt, dem menschlichen Scharfsinn würde es nicht möglich gewesen sein."

Das Rollen eines Wagens unterbrach den alten Abenteurer. Er sah durch das Fenster.

„Die Equipage des Grafen!" rief er erfreut.

Pauline öffnete die Thür.

„Sollte der Fürst kommen?" fragte sie.

„Bleibe in Deinem Zimmer."

Das Mädchen schloß die Thür. Adam nahm ein Buch, setzte sich und begann zu lesen . . . Drei Minuten später hörte er Stimmen auf dem Vorsaale. Die Thür ward geöffnet. Der Fürst und die schwarze Dame traten ein. Der Graf von Auerstein folgte ihnen.

„Herr Adam Wedekind?" fragte der Fürst in hoher Erregung.

Der Alte verneigte sich.

„Ich habe die Ehre, von dem Herrn Grafen gekannt zu sein!" fügte er höflich hinzu.

„Ihre Gattin hat mir gesagt . . ."

„Daß ich Auskunft über Fräulein Pauline geben

könne ... Ja, gnädiger Herr, ich kann es und würde eine Reise nach Frankreich nicht gescheut haben, wenn ich die Gewißheit gehabt hätte, Sie auf Ihren Gütern in der Bretagne zu treffen. Seit einigen Monaten erst kenne ich die Abkunft des mir anvertrauten Kindes ... ich konnte früher nicht Schritte unternehmen ... Hier ist das Portrait ...“

Die Dame nahm es hastig.

„Mein Bild!“ schrie sie auf.

Sie starrte es einige Augenblicke an. Ihre bleichen, unbeweglichen Züge belebten sich.

„Gott, mein Gott,“ flüsterte sie schluchzend, „welche Erinnerungen erweckt dieses Bild! So konnte nur er malen, der große Künstler, der mich ganz in seine Seele aufgenommen hatte! Aus diesen Zügen sprechen Geist und Wahrheit ... Ich sah ihn liebend an, den Meister, der mit Liebe malte ...“

„Kathinka!“ rief mahnend der greise Fürst. „Du bist nicht allein! Was hast Du mir versprochen?“

Sie reichte das Portrait dem Grafen.

„So war ich, ehe ich meiner Tochter das Leben gab!“ flüsterte sie bebend. „Nicht wahr, das ist ein Meisterstück? Und ich liebte den Meister, ich mußte ihn lieben ... Es gereichte mir zum Elend; aber

ich war doch kurze Zeit unaussprechlich glücklich. Ach, sollte ich hier nicht meine Tochter finden? Wer sagte mir denn, daß Pauline noch lebe?"

Adam öffnete die Thüre und ließ Paulinen eintreten. Der greise Fürst stieß einen Schrei der Ueberraschung aus. Der Graf verglich das Mädchen mit dem Bilde; die Aehnlichkeit zwischen beiden konnte keine zufällige, sie mußte eine Familienähnlichkeit sein. Während Kathinka sich mit Paulinen beschäftigte, verhandelte der Fürst mit Adam, der den Brief der Herzogin von Brainville vorlegte und sonst noch Auskunft über den Empfang des Kindes gab. Die Beziehungen Madame Blandinen's zur Herzogin kenne ich nicht," schloß er; „ich weiß nur soviel, daß sie sich des Kindes entäußerte, um eine große Reise vorzunehmen. Kürzlich traf ich sie in Deutschland . . . den Namen Keraskof habe ich früher von ihr gehört . . . Sie erlassen mir weitere Mittheilungen..."

„Ich kann Aufklärungen geben," fügte der Graf hinzu. „Die Herzogin und Blandine sind eine und dieselbe Person . . . Dieser Brief, der die Mutter Kathinka von Keraskof nennt, ist echt, denn ich kenne die Handschrift."

„So nehmen Sie die Tochter zurück," sagte

Adam würdevoll; „ich habe sie unter Sorgen und Mühe zu einer fein gebildeten Dame erzogen."

Die Freude Kathinkas wich einer jäh eingetretenen Traurigkeit; sie reichte Paulinen die Hand und sagte schmerzlich:

„Du bleibst bei mir, ich will im Kreise meiner Kinder sterben. Nun habe ich sie wieder, die ich so lange entbehrt. . . Das ist ein Glück, für das ich dem Himmel nicht genug danken kann."

Dann ließ sie sich still in das angrenzende Zimmer führen. Die drei Männer gaben nun gegenseitig Erörterungen ab. Der Graf konnte Manches ergänzen und bestätigen, da er das Leben und Treiben der Herzogin kennen gelernt hatte.

„Kathinka," sagte der Fürst, „ist meine einzige Tochter; sie litt von jeher an Schwermuth wie ihre längst verstorbene Mutter, eine geborne Polin, die sich das Schicksal ihres Vaterlandes zu Herzen genommen hatte. Um sie zu zerstreuen reiste ich mit ihr nach Italien und Frankreich, besuchte auch die romantischen Meeresgestade der Bretagne. Man pries mir das alte Schloß Vilaine als eine besondere Sehenswürdigkeit; ich reiste dorthin. In den Sälen fand ich einen jungen Maler, der einige der Portraits

kopirte. Kathinka sah den jungen Künstler und faßte eine heftige Neigung zu ihm. Olivier, so hieß der Maler, fertigte das Portrait meiner Tochter und bei dieser Gelegenheit gestanden sie sich gegenseitig ihre Liebe. Um diese Zeit erschien die Herzogin von St. Brainville auf ihrer benachbarten Besitzung. Wir lernten die liebenswürdige Frau kennen und Kathinka ward bald ihre vertraute Freundin. Mit Hülfe der Herzogin setzten die Liebenden ihr zärtliches Verhältniß fort, ohne daß ich eine Ahnung davon hatte. Wichtige Geschäfte riefen mich nach Rußland zurück. Kathinka beschwor mich, sie bei der Herzogin zu lassen, die sie ihre mütterliche Freundin nannte. Ich willigte um so lieber ein als ich die erfreuliche Bemerkung machte, daß der Lebensmuth und der Frohsinn meiner Tochter zurückkehrten. Eine seltsame Verkettung von Umständen fesselte mich länger als zwei Jahre an die Heimath. Als ich meine Tochter wiedersah, fand ich sie sehr verändert. Körperlich und geistig niedergedrückt glich sie einem Schatten . . . Die Herzogin war verschwunden, ihre Güter waren verkauft. Kathinka wollte die Bretagne nicht verlassen, die sie ihre wahre Heimath nannte. Der Arzt rieth mir, die Leidende icht zur Abreise zu zwingen. Die Säle von Vilaine

waren ihr Lieblingsaufenthalt. Ich mußte die Besitzung kaufen, die damals ausgeboten wurde, um sie nicht in fremde Hände übergehen zu lassen. Ich that Alles für meine Tochter, befriedigte jeden ihrer Wünsche jede ihrer Launen. Den Grund ihres erneueten Leidens lernte ich erst später kennen. Ein verkleideter Priester hatte sie mit dem Geliebten getraut und aus dieser vermeintlichen Ehe waren zwei Kinder entstanden, die man der jungen Mutter genommen hatte, um sie erziehen zu lassen. Den ersten Zusammenhang der damals gespielten Intriguen kenne ich heute noch nicht; den Grund aber glaube ich zu wissen: es war auf das Schloß Vilaine abgesehen.“

„Der Maler,“ fügte der Graf hinzu, „war ohne Zweifel ein Werkzeug in der Hand der Herzogin.“

„So muß ich schließen, wenn ich verschiedene Einzelnheiten zusammenstelle. Wir haben schreckliche Jahre verlebt. Der Maler blieb verschwunden, nachdem er uns brieflich mitgetheilt, daß er einen Betrug an Kathinka verübt und des Lebens satt, den Tod gesucht habe. Meine Tochter befand sich in einem Zustande, der ihr nicht erlaubte, das Gräßliche ihrer Lage zu erfassen. Aber sie wollte sich nicht von Vilaine trennen. Meine Familie in Rußland war aus-

gestorben; so blieb ich denn in der Bretagne, ein Wächter meiner kranken Tochter. Die Zeit milderte indeß ihr Leiden, sie sehnte sich nach ihren Kindern. Aus dem Briefe Alwinens hatten wir erfahren, daß der Erzieher des Knaben am Martinstage in der Kathedrale der Residenz einzufinden aufgefordert sei . . . wir mußten uns in Geduld fügen und den entscheidenden Tag abwarten, da unsere Nachforschungen erfolglos blieben. Der eiserne Ring, den das Wappen meiner Familie enthält, hat uns glücklich auf die Spur geleitet. Es ist Kathinkas Wille, daß ihre Kinder unsere Besitzungen in der Bretagne erhalten. Ich willige gern ein, denn ich sehne mich nach Ruhe und will mein Leben abschließen."

Der Fürst stand bereits im Greisenalter; man konnte ihm wohl glauben, daß die Welt keinen Reiz mehr für ihn hatte.

Denselben Tag noch zog man den Doctor Georgi als Rechtsbeistand zu Rathe, und dieser übernahm das Arrangement der verwickelten Angelegenheiten, nachdem er festgestellt, daß an der Echtheit der Documente nicht zu zweifeln sei.

„Was beginnen wir?" fragte der Graf seine Gattin in einer vertraulichen Unterredung.

„Stören wir das Glück der Freifrau nicht; mag sie Alfred immerhin für ihren Sohn halten."

„Ich werde mit dem Fürsten sprechen."

Und so geschah es.

„O, wie gern willige ich ein!" antwortete der Greis, nachdem er den Vortrag des Grafen ruhig angehört hatte. „Kathinka kann sich des Glücks nicht völlig erfreuen, das die Kinder ihr gewähren; sie will ja nur die materielle Existenz derselben gesichert wissen . . . mein Enkel wird der Schwiegersohn des Grafen von Auerstein, dies genügt mir. Was kommt auf den Namen, was kommt auf den Titel an? Für den jungen Mann ist es unerläßlich, daß seine wahre Abkunft verschwiegen werde. Trägt er die Schuld an dem seltsamen Geschicke, das ihn in der Jugend betroffen? Stören wir sein Glück nicht, es wäre Frevel. Der aufgeklärte Mann läßt sich nicht von Vorurtheilen beherrschen, er nimmt die Dinge wie sie sich bieten und handelt nach den Grundsätzen die der Verstand billigt."

Kathinka hatte nur Sinn für Paulinen; sie dachte nicht an den Sohn, den ihr vorzustellen man unterließ, denn auch Alfred sollte das Geheimniß nicht kennen lernen. Die geisteskranke Mutter schwärmte

für die reizende Tochter, die sie oft mit ihrem eigenen Portrait verglich und sich in kindischer Freude daran ergötzte. Die arme Dame ward wirklich noch einmal glücklich. Der Fürst übergab dem Grafen die Güter in der Bretagne und reiste nach der Krim, um dort ein einsames, aber reizend gelegenes Schloß zu bewohnen. Pauline, die sich leicht von ihrem „Alten“ trennte, begleitete die Mutter, die ihr nun eine Existenz bot, wie sie sie lange erstreben wollte. Der Graf besaß nun wieder seine bretagnischen Güter, über die er pflichtmäßig zu Gunsten seiner Kinder verfügte. Pauline sollte in Rußland abgefunden werden, wie nachträglich der greise Fürst noch beschlossen hatte.

Im Frühlinge des nächsten Jahres ließ Antoinette Frau Baum zu sich bitten, die der Einladung auch sofort Folge leistete.

„Wir müssen uns gegenseitig abfinden,“ sagte huldvoll die Gräfin. „Ist es auch den Bemühungen meines Gemals nicht gelungen, den Schleier völlig zu zerreißen, der unsere Vergangenheit bedeckt, so halte ich sie doch für meine Schwester. Ich glaube den Versicherungen des braven Pfarrers mehr als den Angaben einer abenteuerden Frau, die neue Ver-

wirrungen in die seltsame Angelegenheit gebracht hat. Wir sind nun alt geworden und haben nur noch Freude an unseren Kindern; ich möchte Ihnen diese edelste der Freuden erhöhen helfen. Nehmen Sie diese Staatspapiere für ihre Töchter; ich erachte es für Pflicht, Sie an dem irdischen Glücke theilnehmen zu lassen, das uns die Vorsehung so reich beschieden hat. Verschmähen Sie das Geschenk nicht, es kommt von Ihrer Schwester."

Die Gräfin küßte die Stirn der tief ergriffenen Frau.

„Ich nehme es an;" stammelte Sophie.

Sie wollte der Geberin die Hand küssen; Antoinette schloß Sophien in die Arme.

Am folgenden Morgen trat der Graf mit Gattin und Kindern eine Reise nach Frankreich an.

Antoinette sah noch einmal die Stätte ihrer Jugend; sie traf nur wenig von den alten lieben Bekannten an, der Tod hatte in den Kreis derselben große Lücken gerissen. Die fröhliche Georgette, die sie einst mit Victor verheiratet, war seit zwei Jahren Witwe und mußte eine ganze Schaar Kinder durch ihrer Hände Arbeit ernähren. Die Gräfin

kam gelegen, sie unterstützte die arme Frau und schenkte ihr ein Gehöft, das zu Vilaine gehörte. Die Witwe sank dankend zu den Füßen der hochherzigen Geberin nieder.

Den Winter verbrachte der Graf in Paris; es gelang ihm dieselbe Wohnung zu erhalten in der einst Antoinette als seine Braut gelebt hatte. Der Herzog von St. Brainville und seine Gemalin waren längst vergessen, die aristokratischen Kreise der französischen Residenz schwelgten in den Genüssen, die die Gegenwart bot, sie hatte kein Gedächtniß für Vergangenes.

Eine neue Generation tummelte sich in den Sälen, die einst die Alten gesehen hatten. Neue Ereignisse, neue Freuden verdrängten die Alten.

In einem großen Concerte stand der deutschen Grafenfamilie eine freudige Ueberraschung bevor. Sie fanden das Künstlerpaar, Louis und Willi Thern, das zum ersten Male in der Metropole der Kunstwelt auftrat. Das wunderbare Zusammenspiel der jugendlichen Pianisten erregte den Enthusiasmus der Hörer, der sich in brausendem Beifalle zu erkennen gab. Das Neue dieser Erscheinung wirkte nicht minder als die Gediegenheit derselben. Man schien zu zweifeln, daß das Concert von zwei Virtuosen auf zwei Flügeln vorgetragen ward

„Wir können stolz sein!“ flüsterte Antoinette dem Gemale zu, der begeistert sich dem hohen Genusse hingegeben hatte.

„Auf die alten jungen Freunde!“ antwortete er lächelnd.

„Wir haben Sie in unserm Saale bewundert und ihnen eine große Zukunft prophezeit.“

„Diese Prophezeiung wird in Erfüllung gehen.“

„Zwei Kinder des Glücks auf dem Gebiete der Kunst! Gott erhalte sie!“

Und das Glück der Virtuosen war begründet, denn Paris hatte sie anerkannt, Paris hatte den eminenten Leistungen zugejubelt.

Adam Wedekind und seine würdige Gattin hatten von dem Doktor Georgi eine Abfindungssumme erhalten und sich in eine kleine deutsche Residenz zurückgezogen, wo sie von der Frucht ihrer langjährigen Thätigkeit lebten. Man hätte Beide ein geprüftes Ehepaar nennen können, wenn sie stets ehrenhaft gehandelt hätten. Adam verlor einen Theil

seines Vermögens im Spiel, dann starb er. Die alte Susanne kuppelte noch fort, sie hatte indeß kein Glück mehr und gerieth in eine Untersuchung, aus der sie nur ein geschickter Advokat retten konnte. Ihre letzte Hülfe war die gute Sophie, die Ihr von Zeit zu Zeit Unterstützungen sandte. Die Anweisung auf die Versicherungsbank Perpetua hatte Georgi eingezogen und seinem Neffen in das Geschäft gegeben. Die Alte unternahm nichts gegen den Rechtsanwalt, den sie fürchtete.

Zwei Jahre später zeigte sich Anna von Hoym wieder; sie brachte die Nachricht vom Tode ihres Vaters und nahm die Mildthätigkeit derer in Anspruch, die sie früher kennen gelernt hatte.

Rosa, die glückliche Gattin Emil's, die das traurige Geheimniß ihrer Mutter kannte, sorgte schwesterlich für das junge Mädchen, die es verschmähete, sich der hartherzigen Mutter vorzustellen. Pauline tauchte nach drei Jahren als eine reiche Erbin in Paris auf und reichte später ihre Hand einem Diplomaten, der außer Jugend und Schönheit auch ein großes Vermögen suchte.

Ende.

Druck von G. Kreysing in Leipzig.









